

BEREIT FÜR MORGEN.

DEIN SMARTER START INS STUDENTENLEBEN MIT VIELEN BENEFITS:

Bequemes kontaktloses Bezahlen mit Apple Pay, individuelle Debitkarten-Designs, Banking überall und jederzeit mit der MobileBanking App und einer exklusiven Studentenkreditkarte



ZU DEINEN VORTEILEN

Mehr dazu auf
studenten.bankaustria.at.

 **Bank Austria**
Member of  **UniCredit**

EDITORIAL

In dieser Ausgabe der *zeitgenossin* haben wir einen Schwerpunkt gesetzt, der zur Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen einladen soll, ohne die Gestaltbarkeit und Veränderbarkeit der Verhältnisse aus dem Blickfeld geraten zu lassen. Wir leben in einer Welt, die durch Ausgrenzung und Gewalt strukturiert ist – gerade deshalb wollen wir uns auf die Spielräume fokussieren, die uns bleiben, um in herrschende Strukturen einzugreifen. Wer bestimmt denn eigentlich, wieviel Spielraum wir in der Gemengelage aus Nationalstaaten, Globalisierung und Rechtsruck haben?

Uns hat eine Vielzahl unterschiedlichster Artikel erreicht, die das Schwerpunktthema „Spielräume“ auf ihre je eigene Art interpretiert und umgesetzt haben: Es wird die Frage aufgeworfen, wieviel Spielraum wir im subjektiven Empfinden unserer Identitäten haben und welche Grenzen uns durch die Architektur der

Gesellschaft gesetzt werden. Es gibt eine Auseinandersetzung darüber, wie unabhängiger Journalismus antifaschistische Bewegungen unterstützen kann und wie staatliche Exekutivorgane in die Arbeit der Presse eingreifen. Auch Räume spielen eine große Rolle in der vorliegenden Ausgabe: In einem Interview wird das Frauenzentrum, deren bevorstehende Räumung sowie der Umgang mit linker Kritik porträtiert. In einem Artikel zu Care-Arbeit wird der urbane Raum als patriarchales Projekt analysiert. Und wir haben die Rubrik „Buchtipps“ eingeführt, da wir nicht nur die Artikel unserer Autor:innen gerne lesen, sondern auch Romane, Essays und Sachbücher – vielleicht findet ihr dort Inspirationen für eure Ferienlektüre.

Wir hatten sehr viel Spaß beim Lesen, Diskutieren und Nachdenken und hoffen, dass ihr genauso viel Freude mit dieser Ausgabe haben werdet!

 Pünzger
 Elin Janu
 K. Dornig
 N. Eder

INHALTSVERZEICHNIS

03 EDITORIAL

HOCHSCHULE

08 WIE KÖNNEN WIR DIE INTERKULTURELLE PHILOSOPHIE RETTEN?

Ein Plädoyer für studentische Partizipation und eine Absage an hochschulpolitische Machtstrukturen – Elin Samson

10 THERE IS NO SUCH THING AS SOCIETY – ODER ÜBER DIE VERWEHRTEN GESELLSCHAFTLICHEN SPIELRÄUME IN DER UNIVERSITÄREN PSYCHOLOGIE
Das fehlende Verständnis von Gesellschaft in der universitären Psychologie – Paula Thöner und Niklas Uhl

GESELLSCHAFT

14 WOHIN GEHT DAS GELD IN DER REPUBLIK?

Eine Auseinandersetzung mit dem neuen Budgetentwurf der Regierung für das Jahr 2024 – Jasmin Chalendi

16 MY BODY, LITTLE CHOICE

Polen hat 2021 sein Abtreibungsgesetz verschärft. Was bedeutet das für schwangere Personen? – Emilia Ladisich

18 DIE FREIHEIT NICHT DEN NARREN LASSEN

Welche Möglichkeiten bieten eine freie Presse und antifaschistische Bewegungen füreinander? Überlegungen in Zeiten des Rechtsrucks – Max Maydl

20 DIE GRENZEN DES SUBJEKTIVEN EMPFINDENS – EIN APPELL ZUR ÜBERWINDUNG DER IDENTITÄTSKATEGORIEN

Sind Labels in unserer Zeit noch notwendig? Können sie einem subjektiven Empfinden überhaupt gerecht werden? – Kristina Dertnig

22 DEM AUTONOMEN FRAUENZENTRUM IN WIEN DROHT DIE SCHLIESSUNG

Ein Beitrag zur innerfeministischen Debatte – Nadja Etinski

26 ROTE KARTE FÜR DIE GLEICHBERECHTIGUNG – SEXISMUS UND HOMOPHOBIE IN DER

FUSSBALLWELT Wie im männlich geprägten Fußballuniversum mit Sexismus und Homophobie gefoult wird – Isabella Ludwig

28 DAS UNBENENNBARE BENENNEN

Meine Krebsdiagnose gab mir den Raum, endlich zur Ruhe zu kommen – Muska Yahya

30 VERWANDT, VERSORGT, VERBAUT – WELCHEN SPIELRAUM HABEN FAMILIEN IN DER STADT?

Wie Stadt und Raum unsere Vorstellungen von Familie und Sorge widerspiegeln – Lucie Wohlfarth

KULTUR

34 „DIESER BETRIEB HAT SICH SELBST ERFUNDEN.“
Die momentanen Lohnbedingungen für Autor:innen fordern neue Lösungen für den Literaturbetrieb – Leonie Pürmayr

36 SCHEITERN MUSS SICH WIEDER LOHNEN
Kreativität und künstlerische Innovation brauchen Raum, nicht Wettbewerb – Christopher Hütmannsberger

38 STUMME ANTWORT
Intime Gedanken im Zwiespalt zwischen Erwartungen, Authentizität und Selbstverurteilung – Selma Öрге

39 RICH MEN'S WORLD
Lyrik von Lou Paulsen

40 DIE FESTE FEIERN, WIE SIE FALLEN – EIN PLÄDOYER FÜR EIN SINNLICHES INNEHALTEN
Die Logik des Kapitals und seine Bedeutung für städtischen Raum und Menschen – Moritz Keilholz

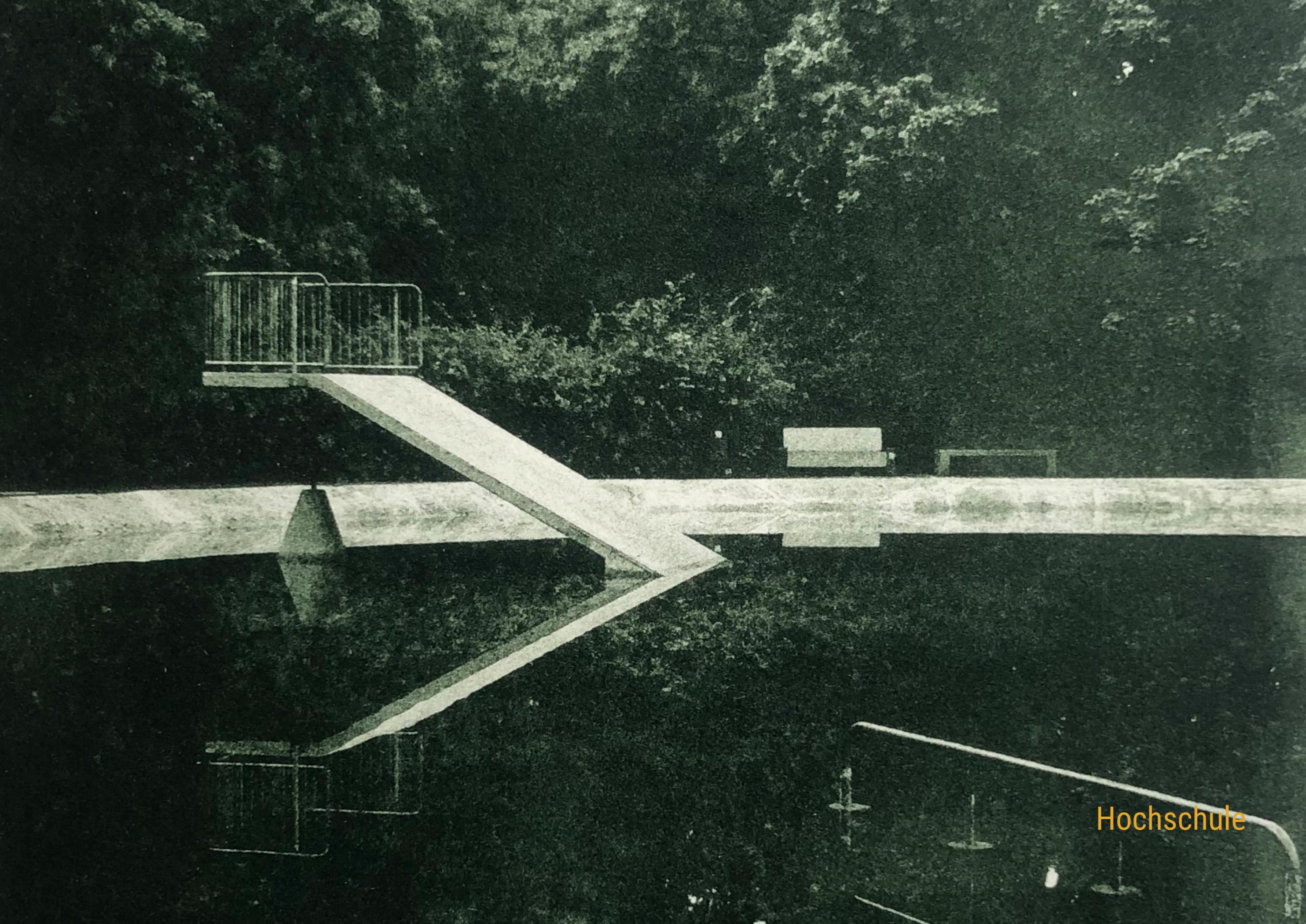
42 POTENZIALE UND GRENZEN DES VIDEOSPIELS
Die Verschmelzung von Form und Inhalt im Videospiel als Möglichkeit von Selbsterkenntnis und ihre Abhängigkeit vom Kommerz – Samuel Helgert

44 PLAYFULNESS, PORN AND FEMALE PLEASURE
On the effect of mainstream pornography and the cost of defining what sex should look like – Eszter Brhlik

46 LESEEMPFEHLUNGEN FÜR WINTERLICHE LESEBENDE

48 COMIC

50 IMPRESSUM



Hochschule

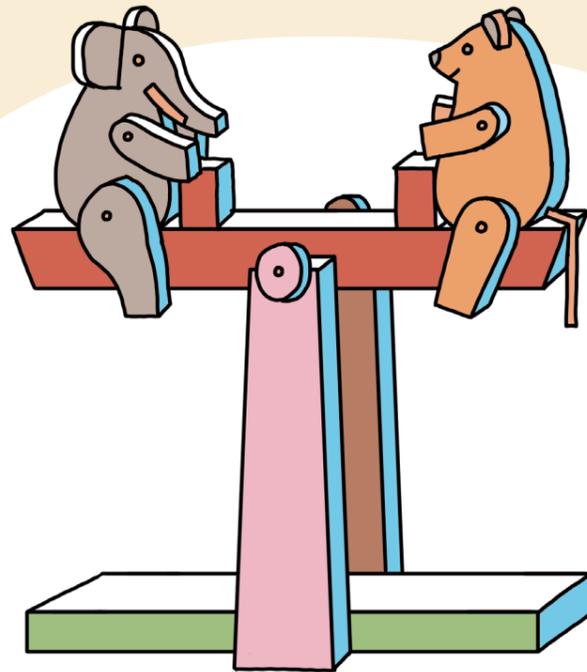


Illustration: Virus Vogel-Fennheim

Wie können wir die interkulturelle Philosophie retten?

Eine persönliche Auseinandersetzung mit dem schrumpfenden Spielraum studentischer Partizipation und den Machtstrukturen in gegenwärtiger Hochschulpolitik.

Sinnlose Hochschulpolitik?

Es ist 08:49 Uhr und ich sitze im Kammerl der Studienvertretung. Eine ewig lange Sitzung für die Arbeitsgruppe steht an: Wortgefechte zwischen Autorität und Mittellosen. Die Arbeitsgruppe widmet sich einer Reformierung des Masters Philosophie. Es kommt am Ende nicht auf das bessere Argument an, sondern ob man Status innehat oder nicht. In dieser Arbeitsgruppe ist es nicht anders als in jeder anderen. Diejenigen, die sich Expertise zuschreiben, nehmen es sich heraus, denjenigen den Handlungsspielraum zu begrenzen, die sich nicht anmaßen, mitreden zu können. Reines, unaufgeregtes Machtgefälle; weiter nichts. Und ich mache mal wieder viel zu viel – möchte hier mitwirken, möchte davon noch ein Teil sein, am liebsten einen 30 Stunden Tag haben und bis zum Mond fliegen. Übermüdet, gestresst und frustriert starre ich auf die Zeiger der Uhr, die lähmend langsam ihre Kreise ziehen. Ich habe am Vortag vier Stunden geschlafen und ver suche, meine Schlafprobleme in den Griff zu kriegen. Wie-

so mache ich das hier überhaupt? Diese Frage stelle ich mir wahnwitzige zimal am Tag. Wieso ich Philosophie studiere? Nja, mich interessiert irgendwie das Denken und wie wir zu Wissen über die Welt kommen. Lol. Wieso bin ich hochschulpolitisch aktiv? Weil ich denke, dass wir als Studierende alles uns Mögliche unternehmen müssen, um die Universität als wirtschaftliche Institution und *Bildungsmaschinerie* in ihren Grenzen zu halten. Von Überwindung und Systemaufbruch kann hier noch lange keine Rede sein. Es geht darum, das Studium so zu gestalten, dass es tatsächlich noch etwas mit den Studierenden zu tun hat. Es sei ja eh sinnlos, sagen sie. Es verändere sich ja nix, sagen sie. Wenn das in diesem Extrem so wäre, dann wäre gesellschaftlicher Stillstand. Aber genug von all den Schwarz-Weiß-Denkern und all den elendigen Spaltern (hier bewusst in generischem Maskulinum).

Zahlen und Interkulturelle Philosophie

„Ab 16 ECTS pro Studienjahr sind Sie prüfungsaktiv und tragen zur Finanzierung der Universität bei.“ Während noch die Finanzierung der Universität sogar auf den Schultern der Studierenden liegt, wird die Existenzsicherung der Studierenden auf ihre eigene Verantwortung und Selbstständigkeit abgewälzt. Das Jonglieren zwischen Existenzsicherung, sprich der notwendigen Lohnarbeit und dem, was sich als akademischer Studieninhalt entpuppt, ist ein Balanceakt. Er nimmt das zermürbende Element des Arbeitslebens bereits auf desillusionierende Weise vorweg – keine Zeit und Energie mehr für die Dinge zu haben, die fernab geistiger und körperlicher Arbeit liegen. Der wuchtige Uniapparat ist nun auch schon lange abhängig von Geldern, muss Ergebnisse und Zahlen abliefern, um wiederum neue Zahlen generieren zu können. Der Neoliberalismus hat in der Universität Einzug gehalten, wobei er da absolut nichts zu suchen hat. Zusehen und unbekümmert die Daumen drehen, fällt mir schwer. Ich bin mir bewusst, dass es mühsam und zäh ist, sich dagegen aufzulehnen. Der Spielraum für studentische Partizipation wird allerdings immer kleiner, wenn wir nichts tun.

Klein, aber brisant, mit zerberstendem Potential, ist der Spielraum, der uns übriggeblieben ist, um die Interkulturelle Philosophie zu retten. Interkulturelle Philosophie setzt unterschiedliche philosophische Traditionen und Ansätze aus verschiedenen kulturellen Räumen in ein Verhältnis und stellt Synergien zwischen diesen her. Sie reflektiert kritisch die jeweiligen impliziten Charakteristiken und zeigt so Unterdrückungsmechanismen auf, die sich in Diskriminierung, Rassismus, Antisemitismus, usw. manifestieren. Die Erhaltung der interkulturellen Philosophie ist von ungeheurer Wichtigkeit für die Universität. Dieser Lehrstuhl soll jedoch nun umbenannt werden in „Östliche Philosophie“. Wirken sich hier etwa auch die neoliberalen Strukturen innerhalb Universität auf die Neubesetzung des Lehrstuhls aus?

Zunächst zum Hintergrund: Zu Beginn des Jahres fanden bereits Hearings statt, um den Lehrstuhl, den zuvor Prof. Georg Stenger innehatte, neu zu besetzen. Nach den Hearings allerdings kam es innerhalb der Kommission zu keiner Einigung hinsichtlich einer Neubesetzung. Unter ominösen und fadenscheinigen Gründen hat sich die Kommission, unter starker Missbilligung seitens des Rektorats, aufgelöst. Es standen vielerlei Vorwürfe im Raum und da die Herstellung von Konsens in weite Ferne gerückt war, trat bis auf eine Ausnahme die gesamte Kurie der Professoren – sprich vier Stimmberichtigte! – geschlossen zurück. Und was waren die Folgen? Gar keine – bis auf die Vorladung zum Rektor. Undenkbar, dass so etwas seitens der Studierenden geschehen könnte. Für das Institut glich das jedoch auch ohne folgenschwere Konsequenzen einer Katastrophe, denn der Lehrstuhl muss nun erst einmal leer bleiben. Bezeichnend allerdings das Nachspiel, welches hinter geschlossenen Türen und fernab von Transparenz eingeleitet wurde: Plötzlich hieß es seitens des Dekans, dass der Lehrstuhl umbenannt werden müsse. Andernfalls lasse sich der Lehrstuhl gar nicht neu besetzen. Auch

ohne irgendetwas mit Philosophie am Hut zu haben oder die Dynamiken unseres Instituts zu kennen, drängen sich doch unmittelbar einige Fragen auf: Wieso sollte die Umbenennung von interkultureller Philosophie zu östlicher Philosophie es leichter machen, einen Lehrstuhl zu besetzen, der eine beträchtlich lange Tradition von interkultureller Philosophie innehat? Wieso überhaupt „östliche Philosophie“? Wie rechtefertigt man die inhaltlich völlig neue Ausrichtung? Und die eigentlich allerwichtigste Frage ist: Wer arbeitet die Geschehnisse innerhalb der Kommission auf? Vor allem diese letzte Frage wird hoffentlich nicht unbeantwortet bleiben.

Ist es für Hoffnung immer schon zu spät?

Als Studienvertretung haben wir uns dazu entschlossen, ein Statement zu verfassen, in welchem wir auf die Wichtigkeit der interkulturellen Philosophie in unserem Studium aufmerksam machen. Mir persönlich war es dringlichstes Anliegen, auch fernab des internen Dunstkreises des Instituts über diese Angelegenheit zu berichten, denn was mit diesem Lehrstuhl gerade passiert, ist symptomatisch für ein hochschulpolitisches Vorgehen, welches auf Intransparenz und Scheinheiligkeit beruht. Es wird wieder mal versucht, unauffällig und kleinlaut eine einschneidende Veränderung zu bewirken, die nicht die Perspektive der Studierenden mit einbezieht und gar mehr noch, die von namhaften Professor*innen und Lehrenden auf der gesamten Welt nicht gutgeheißen wird. Dies zeigt unsere Unterschriftenliste, die wir im Zuge unserer Stellungnahme ebenso veröffentlicht haben. Das Interesse der Studierenden liegt in der Beibehaltung der interkulturellen Philosophie, weil sie eine politische Dimension beinhaltet, die wir in der heutigen Zeit für unverzichtbar halten.

Ich stelle die Frage noch einmal: Wie viel Spielraum bleibt uns überhaupt jetzt noch? Die traurige Antwort lautet: erst einmal gar keiner mehr. Wenn dieser Artikel veröffentlicht ist, wird eine womögliche Änderung, die im Entwicklungsplan der Universität verankert werden soll, bereits beschlossen sein. Aber der Spielraum hat sich bereits zu diesem Zeitpunkt verändert, denn auch wenn wir als Studierende in der Machtspirale ganz unten stehen, ist doch eine Tatsache unverrückbar – wir sind mehr. Um der Neoliberalisierung der Universität etwas entgegen halten zu können, müssen auf ungleiche Machtstrukturen und Intransparenz aufmerksam gemacht werden. Der Handlungsspielraum hat sich allein dadurch verändert, dass nicht nur Studierende, sondern auch Lehrende und Personal über diesen Vorfall geredet haben. Aufmerksamkeit und Bewusstsein zu schaffen, sind die ersten Stellschrauben, die eine politische Handlungsfähigkeit eröffnen. Diese Handlungsfähigkeit muss dann allerdings zur richtigen Zeit auch ausgespielt werden, denn als Studierende haben wir auch eine Verantwortung. Das lustige aber ist, dass wir diese Verantwortung auch gegenüber uns selbst haben.

Elin Samson

Das fehlende Verständnis von Gesellschaft in der universitären Psychologie.

There is no such thing as society

–oder wie sich die universitäre Psychologie gegenüber gesellschaftskritischen Spielräumen verschließt.

In unserem Essay gehen wir der Frage nach, warum, obwohl die gesellschaftlichen Verhältnisse unübersehbar psychisches Leid bedingen, die universitäre Psychologie keine Spielräume für eine Gesellschaftskritik lässt. Außerdem gehen wir der Frage nach, wie Gesellschaftskritik mit einem psychoanalytischen Verständnis möglich wird.

Europaweit ist in den letzten Jahren ein massiver Anstieg an psychischen Erkrankungen zu beobachten, dieser Anstieg zeichnet geradezu seismographisch Entwicklungen in der Gesellschaft auf. Seit den 1970er Jahren kommt es zu einer tiefgreifenden Transformation der Gesellschaft und Ökonomie, welche sich durch eine Singularisierung⁵ auszeichnet. Diese Singularisierung wird dabei zu einem Idealbild des gesellschaftlichen Seins. Unter Singularisierung verstehen wir Andreas Reckwitz folgend die Hinwendung von der Logik des Allgemeinen zur Logik des Besonderen. Das Besondere wird zur gesellschaftlichen Norm. In der Arbeitswelt wird dabei die ganze Persönlichkeit in Wert gesetzt, da der Bewertungsmaßstab nicht mehr nur auf Ausbildung, sondern auf dem ‚richtigen Profil‘ der Arbeitnehmer*innen liegt. Welches jedoch das richtige Profil ist, ist flexibel und bemisst sich im Vergleich zu den anderen. Diese Bewertungspraktiken verändern sich ständig, sodass man sich nie sicher sein kann, ob das eigene Profil auch in Zukunft noch das ‚richtige‘ sein wird. Dadurch ist das Subjekt zur fortwährenden Arbeit an sich selbst gezwungen, welche den Erfolg nicht immer garantieren kann. Die Individualisierung von Verantwortungslasten

bringt dabei ein hohes psychisches Kränkungs-potenzial mit sich – gerade, wenn sich das kapitalistische Heilsversprechen für das einzelne Individuum nicht einzulösen scheint.¹ Vor diesem Hintergrund wird individuelle Selbstverwirklichung – und infolgedessen der gesellschaftliche Wert – an sozioökonomische Eigenverantwortung gekoppelt. Dieser fortwährende Enttäuschungs-generator, verbunden mit dem Zwang zur Eigenverantwortung, führt dazu, dass die Depression die charakteristische Krankheit der Moderne ist.³

Psychologie ist politisch!

Die Nachfrage nach Psycholog*innen boomt. Das zeigt eine zunehmende Verzahnung von Psychologie und gesellschaftlichem Leben. Auch das ‚therapeutische Sprechen‘,⁴ das Reden über Sorgen und Probleme, ist in der Postmoderne geradezu en vogue. Dieser Kommunikationsstil tritt als Zeichen eines Hyperindividualismus auf, der gesellschaftliche Probleme zu persönlichen erklärt. Damit schließt er an das Diktum Margaret Thatchers: „There is no such thing as society“ an. Das Aussparen des Faktors Gesellschaft im Zusammenhang mit psychischen Leiden wird nicht zuletzt in der universitären Psychologie besonders deutlich. Während im großen Stil zu neurobiologischen Grundlagen von Depressionserkrankungen geforscht wird, werden gesellschaftliche Bedingungsfaktoren höchstens mit der Blaupause des biopsychosozialen Modells erwähnt. Die Prüfung gesellschaftlicher Kausalzusammenhänge wird nur schwer dem hochgehaltenen Para-

digma quantitativ-empirischer Überprüfbarkeit gerecht. Die entsprechende Forschung wird oft als zu spekulativ abgetan. Sie wird in den Verantwortungsbereich anderer Sozialwissenschaften verschoben.

Ähnliche Schwierigkeiten scheint die Psychologie damit zu haben, sich selbst als politisch zu begreifen. Dies mag vermutlich daran liegen, dass sich die Psychologie nahtlos in die bestehenden Herrschaftsmechanismen einfügt. Ihr eigenes Politisch-Sein wird unsichtbar. Ganz im Sinne einer individualistischen Gesellschaft sind es die Individuen, die krank sind und behandelt werden müssen. Heilung in diesem Verständnis ist nichts anderes als ein kurierendes Anpassen an die gesellschaftlichen Verhältnisse. Unsichtbar wird unterdessen auch der ideologische Effekt, den die Psychologie auf die Individuen hat. Indem Gefühle der Enttäuschung, Frustration usw. pathologisiert und nicht als Symptome gesellschaftlicher Missstände anerkannt werden, wirkt die Psychologie ganz und gar stabilisierend gegenüber der herrschenden Macht.

Anhand dieser Punkte wird deutlich, wieso die universitäre Psychologie keinen genaueren Blick auf Gesellschaft und Politik richtet. Sie steht im Dienst der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse und hat für diese eine essenzielle, stabilisierende Funktion. Eine Kritik an diesen Verhältnissen müsste somit unweigerlich in einer Kritik der eigenen Wissenschaftspraxis münden. Um eine Psychologie zu denken, die Verantwortung übernimmt und sich als politisch erkennt und gesellschaftskritische Spielräume offen hält, sollte die Aufmerksamkeit auf genau jene Ansätze gerichtet werden, welche die aktuelle Mainstream-Psychologie verbissen versucht, von sich fernzuhalten.

Ein psychoanalytischer Ausweg

Auch wenn die Psychoanalyse und die anderen Psy-Berufe durchaus miteinander verwandt sind, unterscheiden sie sich jedoch in ihrem Subjektverständnis und der daraus

abgeleiteten Praxis zentral. Wir haben gesehen, dass sich das Fachgebiet der Psychologie dem individuellen Selbst als ver- einzeltem psychologischen Bereich widmet und Menschen an die Realität anpasst, anstatt ihnen zu ermöglichen, sie zu verändern. Die Psychoanalyse hingegen denkt Individuum und Gesellschaft zusammen und erkennt, wie Gesellschaft psychische Inhalte unterdrückt und ins Unbewusste verschiebt. Auf diese Weise lässt sie sich für politische Befreiungskämpfe nutzbar machen. Freud beschreibt, wie das Subjekt im Laufe seiner Entwicklung äußere Autorität als internalisiertes gesellschaftliches Gewissen in sein Über-Ich aufnimmt, das widerständige psychische Inhalte ins Unbewusste verdrängt. Diese Autorität wird heute weniger von der Figur des Vaters, als der des kapitalistischen Heilsversprechens² übernommen. Die aktuelle Gesellschaft verlangt mehr Selbstbeherrschung und weitet sich somit in den Innenraum der Individuen aus¹. Im Unbewussten können wir also den Schlüssel zu Widerstand und Befreiung finden.

Aus dem psychoanalytischen Kerngedanken heraus, dass die Gesellschaft nicht einfach eine ‚Umgebung‘ ist, wie es das biopsychosoziale Modell versteht, sondern immer intimer Teil unseres Selbst ist, lässt sich die Aporie des individualistischen Denkens und Handelns verstehen. Wenn wir auf Kosten unserer Mitmenschen für den eigenen Erfolg kämpfen, beschädigen wir immer auch etwas in uns selbst. Wir plädieren daher für eine kollektive politische Arbeit in Reaktion auf psychisches Leid, anstatt für eine individuelle psychologische – gerade auch, weil diese sich in politischen Dynamiken manifestiert.¹ Beängstigenden sozialpsychologischen Phänomenen, wie etwa dem Antisemitismus, ist nicht beizukommen, wenn man sie individuell denkt und ohne Rückgriffe auf psychoanalytische Ansätze lediglich ein einfaches Reiz-Reaktions-Schema heranzieht²

Paula Thöner & Niklas Uhl



1 Amlinger, Caroline/ Nachtwey, Oliver: Gekränkte Freiheit: Aspekte des libertären Autoritarismus, Berlin 2022.

2 Decker, Oliver et al: Flucht ins Autoritäre: rechtsextreme Dynamiken in der Mitte der Gesellschaft: die Leipziger Autoritarismus-Studie, Gießen 2018.

3 Ehrenberg, Alain: Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart, Frankfurt am Main 2008.

4 Illouz, Eva: Die Errettung der modernen Seele, Berlin 2011.

5 Reckwitz, Andreas: Die Gesellschaft der Singularitäten: zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2017.



Gesellschaft

Wohin geht das Geld in der Republik?

Wie jedes Jahr im November diskutieren die Abgeordneten zurzeit hitzig über den neuen Budgetentwurf im Parlament. Während für die NEOS „brutal Hugo Chávez“ (venezolanischer Sozialist und ehemaliger Staatspräsident) sei, was der Finanzminister im Budget vorschlägt, gehöre die Regierung für ihren Vorschlag laut SPÖ sogar "gefeuert".

Die Kunst des Zahlenjonglierens

Der lange Weg zum neuen Jahresbudget hat seinen Ursprung im Finanzministerium – dort wird ein erster Entwurf erstellt. Die letzten Jahre haben gezeigt, dass man sich bei so einem Entwurf aber nicht immer auf die Rechenkünste des ÖVP-geführten Ministeriums verlassen kann. Sowohl 2015 als auch 2020 fehlten mehrere Nullen im Entwurf, was erst durch Abgeordnete der Opposition im Parlament aufgedeckt werden konnte.

Nachdem der Entwurf des Ministerium steht, muss er Regierungintern absegnet werden. Das passiert im sogenannten Minister:innenrat. Dort kommen alle Minister:innen und Staatssekretär:innen der Bundesregierung zusammen. Eher eine reine Formalität, da interne Verhandlungen über den Entwurf hinter verschlossenen Türen schon Wochen und Monate zuvor zwischen den Regierungsparteien stattgefunden haben.

Der lange Weg zum Geld

Wird dem Parlament nun ein Budgetentwurf ohne Fehler vorgelegt, wird dieser in der sogenannten "Budgetrede" von dem:der Finanzminister:in vorgestellt. Finanzminister Brunner zeichnete dabei die Eckpunkte des Budgets. Es sei für ihn ein „Zukunftsbudget“, etwa durch den Fokus auf den Ausbau der Kinderbetreuung und mehr Investitionen in Wissenschaft

und Forschung. Daneben sei er „ganz klar gegen neue Steuern“ trotz Minus im Budgetentwurf. Für ihn würden solche Steuern keine Arbeitsplätze schaffen oder den Wohlstand in Österreich erhöhen.

Nach dieser Präsentation durch den Finanzminister dürfen die Parteien in einer kurzen allgemeinen Debatte zum Entwurf Stellung beziehen. Während des ganzen Prozesses sind Änderungen am Budgetentwurf immer noch möglich und kommen teilweise auch vor.

Erst im Budgetausschuss diskutieren die Abgeordneten genauer über Details des Entwurfs. Man kann sich den Budgetausschuss als kleine Variante des normalen Plenums vorstellen. Wie im Parlament werden die Sitze im Ausschuss basierend auf dem letzten Wahlergebnis prozentual auf die vertretenen Parteien aufgeteilt. Es gibt aber insgesamt nur 13 Sitze. Anders als sonstige Parlamentsitzungen sind die Ausschussberatungen prinzipiell nicht öffentlich.

Hat der Budgetentwurf den Ausschuss passiert, geht er zurück in den Nationalrat, wo wieder eine Runde Debatten ansteht. Danach kann der Entwurf mit einfacher Mehrheit angenommen werden.

Dem Bundesrat – der zweiten Kammer des Parlaments – muss der Entwurf nicht vorgelegt werden, da der Bundesrat generell kein Mitspracherecht bei Budgetfragen hat.

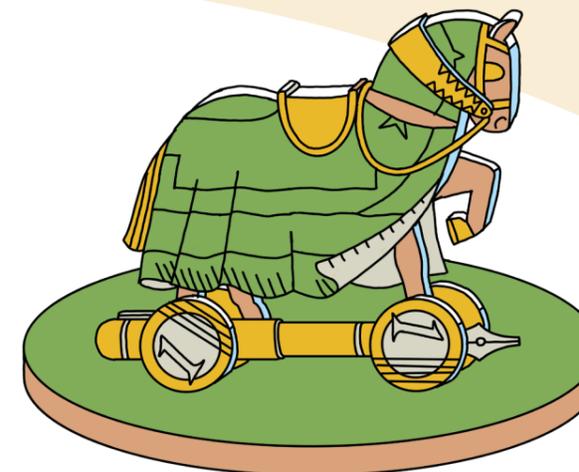


Illustration: Virus Vojl-Ferhaim

Neben dem Budgetentwurf selbst wird in den Nationalratssitzungen auch über Budgetbegleitgesetze abgestimmt. Diese schaffen oftmals den rechtlichen Rahmen für Vorhaben der Bundesregierung oder ändern das bestehende Budgetgesetz ab.

So wird der Kuchen verteilt

Im Budgetentwurf für das Jahr 2024 sind knapp 123,5 Milliarden Euro an Ausgaben vorgesehen.¹ Den größten Brocken deckt laut Ministeriumswebsite der Cluster "Arbeit, Soziales, Gesundheit und Familie" mit fast 57 Milliarden Euro ab. Der bei weitem größte Posten sind dabei Pensionen. Sie sind mit rund 29 Milliarden Euro im Budget veranschlagt. Die zweitgrößte Ausgabe findet sich für "Bildung" mit rund 11,5 Milliarden Euro. Militärausgaben in Österreich sind mit rund 4 Milliarden Euro veranschlagt. Für die Verteidigungs- und Innenressorts gibt es damit insgesamt ein Plus von 1,1 Milliarden Euro im Vergleich zum Vorjahr. Für "Klima, Umwelt und Energie" gibt es dagegen nur rund 3,8 Milliarden Euro.

Leuchtturmprojekt im diesjährigen Budgetentwurf ist die Stärkung der flächendeckenden Gesundheitsversorgung im regionalen Bereich – dafür werden rund 300 Millionen Euro zusätzlich zur Verfügung gestellt. Sie sollen um die 100 neue ärztliche Kassenstellen ermöglichen und die Versorgung mit Arzneimitteln überall sicherstellen. Zusätzliche 550 Millionen gibt es für Strukturreformen im spitalsambulanten Bereich.

Ein weiteres Leuchtturmprojekt im Budgetentwurf 2024 ist das kostenlose Klimaticket, das Menschen zwischen 18 und 21 einlösen können. Damit können sie ein Jahr lang kostenlos mit allen öffentlichen Verkehrsmitteln in ganz Österreich fahren. Diese Aktion wird den Staat rund 120 Millionen Euro im Jahr kosten.

Keine schwarzen Zahlen

Die Republik wird nur rund 102 Milliarden Euro im Jahr 2024 einnehmen. Damit ergibt sich ein Defizit von rund 20 Milliarden Euro in den Staatskassen. Die EU gibt durch die sogenannte "Maastricht-Grenze" vor, wie hoch das Finanzierungsdefizit des Staates im Vergleich zum Bruttoinlandsprodukt, kurz BIP, sein darf. Das BIP eines Landes gibt an, wie hoch die wirtschaftliche Leistung des jeweiligen Landes innerhalb eines bestimmten Zeitraumes war – für Österreich betrug das BIP 2022 ca. 447 Milliarden Euro. Im Fall von Österreich liegt das diesjährige Defizit mit 20 Milliarden bei 2,7% und somit unter der 3%-Vorgabe der EU. Aber nur, wenn die österreichische Wirtschaft wie prognostiziert tatsächlich um 1,2% ansteigt.²

Es gibt aus finanzwissenschaftlicher Sicht viele Theorien darüber, ob ein Budgetdefizit gut oder schlecht ist. Fakt ist, dass ein Defizit nur verhindert werden kann, wenn der Staat an Ausgaben spart. Am ehesten wird in solchen Fällen an den größten Budgetposten der rote Stift angesetzt – heißt im Klartext: Sozialausgaben werden gekürzt. Das sorgt wiederum dafür, dass die Armut ansteigt. Dies führt wiederum dazu, dass Menschen weniger Geld haben, um es auszugeben, damit wieder die Wirtschaft anzukurbeln und durch Steuergelder Einnahmen für den Staat zu produzieren.

Geschenke für Unternehmen?

Geld für den Staatshaushalt bekommt der Staat vor allem durch Steuern. Bei denen ändert sich durch den neuen Budgetentwurf einiges – spüren werden das aber nur Unternehmen. Schon heute tragen Arbeitnehmer:innen und Pensionist:innen rund 80% der Steuerlast im Land. Künftig wird diese Verteilung noch ausgeprägter. Die Bundesregierung senkt die sogenannte Körperschaftsteuer für Unternehmen. Diese Steuer ist das Pendant der Lohnsteuer bei Arbeitnehmer:innen für Unternehmen. In den letzten Jahren wurde sie bereits gesenkt – von 55% auf 24%. Im nächsten Jahr wird sie auf 23% gesenkt. Damit entgehen dem Staat rund 1,5 Milliarden Euro.

Jasmin Chalendi

¹ Budgetentwurf 2024, URL: bit.ly/40ZK6Kg (Zugriff: 05.12.2023)

² Nationalrat befasst sich mit Budget 2024, URL: bit.ly/47KoQdB (Zugriff: 05.12.2023)

Was Schwangere in Polen seit 2021 nicht mehr dürfen

My body, little choice

In einigen Ländern der Welt – prominentes Beispiel: die USA – scheint die Zeit beim Thema Abtreibung rückwärts zu laufen. Auch in Polen haben Betroffene bereits ihre reproduktiven Rechte verloren.

Herbst 2020 – in Polen findet der größte Protest seit dem Ende des Kommunismus 1989 statt. Am 30. Oktober sind allein in Warschau rund 100.000 Menschen auf den Straßen, im ganzen Land verteilt finden weitere Demonstrationen im Rahmen des polnischen Frauenstreiks statt. Trotz Kälte, Pandemie und immer heftiger werdender Polizeigewalt halten die Proteste seit dem 22. Oktober an und werden auch bis ins neue Jahr nicht aufhören.¹ Der Grund: eine schwerwiegende Entscheidung des *Trybunał Konstytucyjny*, des polnischen Verfassungsgerichtshofes. Eine Ausnahme im polnischen Abtreibungsverbot, die Schwangerschaftsabbrüche bei „gravierenden oder irreparablen Schäden am Fötus“ erlaubt, soll verfassungswidrig sein – das Urteil bedeutet einen massiven Eingriff in die ohnehin schon eingeschränkte Selbstbestimmung von schwangeren Menschen in ganz Polen.

Zwischen freiem Zugang und Einschränkungen

Das Abtreibungsgesetz in Polen hat schon viele Phasen durchgemacht. Während Schwangerschaftsabbrüche im kommunistischen Regime nach dem Zweiten Weltkrieg anfangs nur bei Gefährdung von Gesundheit oder Leben der werdenden Eltern und in Fällen von durch Sexualverbrechen entstandenen Schwangerschaften erlaubt waren, gab es zwischen 1956 und 1993 noch zwei weitere Ausnahmen: Abtreibung war auch im Fall einer schwerwiegenden Beeinträchtigung des Fötus oder dann erlaubt, wenn die schwangere Person sich in einer schwierigen Lebenslage befand, sei es ökonomisch oder sozial. Weil die Dokumentationspflicht für diese letzte Ausnahme bald wegfiel, waren Schwangerschaftsabbrüche in diesem Zeitraum de facto frei zugänglich.²

Damit war es 1993, vier Jahre nach dem Ende des polnischen Staatskommunismus, vorbei: Als Kompromiss der linken Regierung mit katholischer Kirche und Konservativen

wurde eben diese Ausnahme aus dem neuen Abtreibungsgesetz gestrichen, 1997 kurz wieder eingeführt und noch im selben Jahr vom konservativen Verfassungsgerichtshof gekippt.³

Restriktiv wird restriktiver – Polens Bevölkerung hat genug

Weiter ging es 2016 mit einem Gesetzesentwurf, der auch die Ausnahme im Fall einer Beeinträchtigung des Fötus abschaffen sollte. Das hatte den sogenannten *Czarny Protest* (Schwarzer Protest) zur Folge. Bei diesem Massenprotest mit fast 150.000 Protestierenden in 142 Städten zogen sich die Teilnehmenden schwarz an, erschienen nicht zur Arbeit und demonstrierten stattdessen.⁴ Durch diese Unruhen konnte der Beschluss des Gesetzes im *Sejm*⁵ vorläufig verhindert werden.

2020 kam die Ernüchterung: Der quasi von der Regierungspartei *Prawo i Sprawiedliwość* kontrollierte Verfassungsgerichtshof⁶ entschied, dass es verfassungswidrig sei, eine



Illustration: Laura Beiler

Schwangerschaft in solch einem Fall zu beenden. Es folgten monatelange Proteste und Streiks im Rahmen des *Strajk Kobiet* (Frauenstreik). Zahlreiche Menschen lehnten sich gegen dieses einschneidende Urteil auf. Jedoch vergeblich: Am 27. Jänner 2021 veröffentlichte der Verfassungsgerichtshof die Urteilsbegründung, die umstrittene Gesetzesänderung trat in Kraft.⁷

Und jetzt ganz konkret: Was darf man noch?

Schwangerschaften in Polen dürfen nur noch beendet werden, wenn Gesundheit oder Leben der schwangeren Person in Gefahr ist oder wenn sie durch eine Straftat wie Vergewaltigung oder Inzest entstanden sind. Medizinischem Personal, das aus einem anderen Grund einen Abbruch durchführt, drohen rechtliche Konsequenzen, die bis zu Haftstrafen reichen. Diese Rechtslage hat bereits zum Tod einer jungen Frau geführt: Sie war mit Zwillingen schwanger und obwohl bei einem der beiden Föten der Herzschlag aufgehört hatte, wurde ihr ein medizinischer Eingriff verwehrt, weil der zweite Fötus noch lebte. Diese Entscheidung bedeutete letztendlich sowohl dessen Tod als auch den der Mutter.⁸

Alternativen im Ausland

Was machen Schwangere denn jetzt, wenn sie sich trotz der restriktiven Gesetzeslage dazu entscheiden, abzutreiben? Viele reisen in benachbarte Länder wie Deutschland oder Tschechien, in denen Schwangerschaftsabbrüche leichter zugänglich sind. Auch in Österreich gibt es Hilfsorganisationen, die es polnischen Menschen ermöglichen, eine Abtreibung durchzuführen.

Eine davon ist *Ciocia Wienia*. Übersetzt heißt der Name so viel wie Tante Wien. Laut eigenen Angaben handelt es sich bei ihr um einen Zusammenschluss feministischer Aktivist*innen. Sie wollen Schwangeren aus Polen und Ländern mit ähnlichen rechtlichen Einschränkungen Informationen zur Rechtslage in Österreich, den verschiedenen Möglichkeiten und deren Kosten geben. Außerdem unterstützen sie Betroffene beim Organisieren von Anreise, Unterkunft und der medizinischen Behandlung selbst und bieten Hilfe bei der Übersetzung zwischen Polnisch, Deutsch und Englisch an.⁹

Ein Lichtblick nach den polnischen Wahlen?

Doch auch in Polen selbst könnte es möglicherweise bald zu Verbesserungen kommen, was die reproduktiven Rechte der Bevölkerung angeht. Am 15. Oktober 2023 fanden nämlich Wahlen statt, bei denen die rechtspopulistische, national-konservative Regierungspartei *PiS* zwar die meisten Stimmen erhalten hat, aber nicht die absolute Mehrheit im *Sejm* erreichen konnte. Einem progressiveren Bündnis aus drei bisherigen Oppositionsparteien ist das hingegen gelungen.¹⁰ Obwohl sich die Regierungsbildung um einige Wochen verzögern könnte, weil der *PiS*-nahe Präsident Andrzej Duda den Auftrag zur Regierungsbildung vermutlich zuerst eben jener Partei geben wird, ist der Wahlerfolg des progressiven Bündnisses für viele Menschen in Polen ein Moment des Aufatmens. Oppositionsführer Donald Tusk, ehemals Ministerpräsident Polens und EU-Ratspräsident, zeigte sich zuletzt optimistisch, das Land in eine tolerantere Zukunft führen zu können. Unter anderem versprach er mehr Rechte für Angehörige der LGBTQ+-Community sowie eine Lockerung des restriktiven Abtreibungsgesetzes.¹¹

Emilia Ladisich

¹ Ptak, Alicja & Charlish, Alan: Thousands in Warsaw join biggest protest so far against abortion ruling, in: Reuters, URL: reut.rs/3MUlhbC (Zugriff: 10.11.2023); Vitouch, Julia: Polens Frauen geben ihre Rechte nicht verloren, in: Der Standard, URL: bit.ly/49MAgPE (Zugriff: 10.11.2023)

² Bucholc, Marta: Abortion Law and Human Rights in Poland: The Closing of the Jurisprudential Horizon, in: Hague J Rule Law, 14 (2022), 73–99, hier 80f.

³ Bucholc: Abortion Law and Human Rights in Poland, 83

⁴ Szczawińska, Weronika: The Herstory of the Black Protest. Solidary fight for democracy, in: Crisis and Communitas, URL: bit.ly/49M6smo (Zugriff: 20.11.2023)

⁵ Das Parlament in Polen besteht aus zwei Kammern: Sejm und Senat. Den Sejm, der aus Abgeordneten aus den verschiedenen polnischen Provinzen besteht, kann man sich in etwa so wie den Nationalrat in Österreich vorstellen.

⁶ 2016 wurde auf Initiative der PiS ein umstrittenes Gesetz im Sejm verabschiedet, das Änderungen der Arbeitsweise des Verfassungsgerichtshofes enthielt. Dessen Unabhängigkeit von der Parlamentsmehrheit und in weiterer Folge die für Demokratien extrem wichtige Gewaltenteilung wurden damit untergraben.

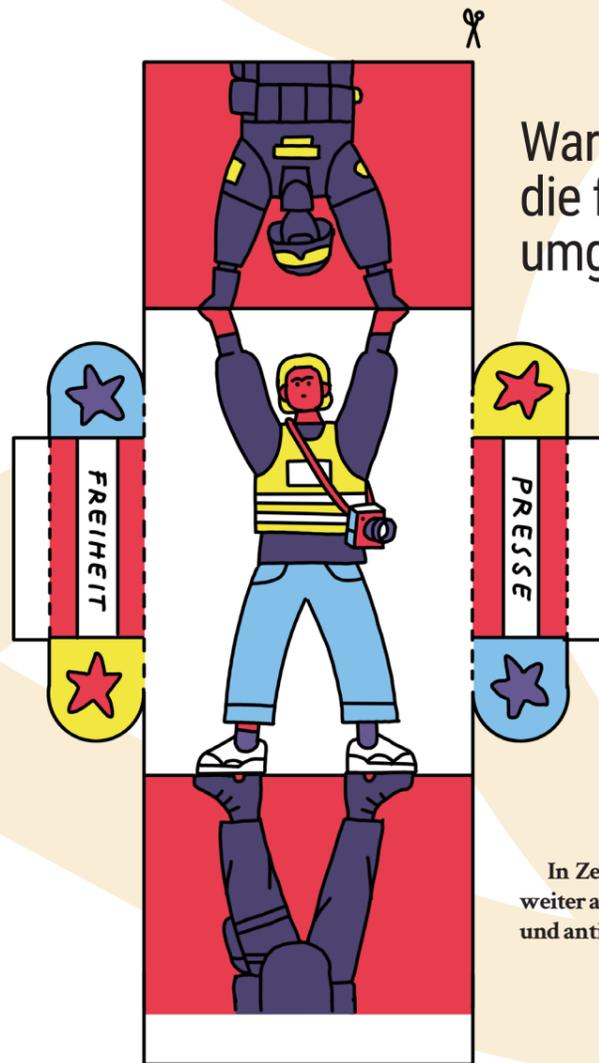
⁷ Der Standard: Polens umstrittenes Abtreibungsgesetz tritt in Kraft, URL: bit.ly/3QP2Uaj (Zugriff: 10.11.2023)

⁸ Strzyżyńska, Weronika: Protests flare across Poland after death of young mother denied an abortion, in: The Guardian, URL: bit.ly/3RbSiQ8 (Zugriff: 10.11.2023)

⁹ Ciocia Wienia, URL: bit.ly/47lh1VQ (Zugriff: 10.11.2023)

¹⁰ Tagesschau: Klare Mehrheit für Oppositionsparteien, URL: bit.ly/3TaWlIp (Zugriff: 10.11.2023)

¹¹ Tilles, Daniel: Tusk promises abortion up to 12 weeks and same-sex partnerships in "march towards modernity", in: Notes from Poland, URL: bit.ly/47Mj6jm (Zugriff: 10.11.2023)



Warum eine antifaschistische Linke die freie Presse braucht und umgekehrt

Die Freiheit nicht den Narren lassen

In Zeiten, in denen Österreich im internationalen Presseranking immer weiter absteigt, muss darauf eingegangen werden, inwiefern eine freie Presse und antifaschistische Bewegungen aufeinander bauen können.

Wien, 14.10.2023: In der Hauptstadt sind mehrere Demonstrationen und Kundgebungen angemeldet.¹ Die größte davon, die christlich-fundamentalistische Anti-Abtreibungs-Demo *Marsch fürs Leben*, wird von antifaschistischen und feministischen Gegenprotesten begleitet. Diese enden kurz hinter dem Karlsplatz in einer polizeilichen Festsetzung mit der Sondereinheit WEGA und einer Hundestaffel. Auf Twitter/X berichten mehrere Personen, dass feministische Gegen-demonstrant:innen festgenommen und angezeigt werden², ebenso ein Journalist, der sich im Polizeikessel aufhielt.³ Der Vorwurf: Sie sollen sich mit FFP2-Masken verummumt haben.

Zeitgleich geht eine der altbekannten Coronademos, circa 300 Leute und ein paar Autos, entgegen der Fahrtrichtung den Ring entlang. An der Spitze und am Schluss der Demo gehen einige wenige Polizist:innen. Die Demo ist aus den üblichen Verdächtigen zusammengesetzt: Bekannte Rechts-extreme (darunter der Neonazi Gottfried Küssel), Verschwörungsideolog:innen, Rassist:innen, Antisemit:innen, manche davon mit Kuhglocken, andere mit Trommeln, wieder andere mit Fahnen. Ein Auto hat einen Sarg mit der Aufschrift „Politisches System“ auf dem Dach, auf dem Beifahrersitz sitzt

eine Person mit Totenkopfmaske und den Buchstaben „VdB“ auf der Stirn: Bundespräsident van der Bellen als Totengräber des politischen Systems. Mehrere Personen livestreamen die Demo mit an Selfiesticks befestigten Handys, damit die Daheimgebliebenen die heraufbeschworene Revolution gegen den Impfterror nicht verpassen. Einer dieser Streamer lädt im Nachgang mehrere Videoausschnitte hoch, in denen zu sehen ist, wie er und andere Demoteilnehmer:innen mehrmals sehr aggressiv auf Journalist:innen und deren Begleitpersonen losgehen. Sie werden aus nächster Nähe abgefilmt, ihre Hände weggeschlagen, die Demonstrant:innen treten nach Fotograf:innen, beschimpfen sie. Und die Polizei, die zuvor so bemüht war, eine linke Spontandemonstration zu stoppen? In der ersten Situation ist sie weit und breit nicht zu sehen, in der zweiten nimmt sie die Journalist:innen in eine Maßnahme und schickt sie weg. Die Schwurbler:innen feiern es als Sieg gegen „die Antifa“.

Solche polizeilichen Vorgehensweisen geben den Verschwörungsideolog:innen ein Gefühl von Sicherheit, von Narrenfreiheit, da es für sie keinerlei Konsequenzen gibt, wenn sie Journalist:innen angreifen. Dabei zeigt sich, dass es bei der Polizei offenbar nicht am Können scheitert, sondern am Wollen. Den wiederkehrenden folgenlosen Angriffen auf Pressevertreter:innen aus rechtsextremen und verschwörungsideologischen Demos heraus steht eine lange Liste an gewaltsamem Vorgehen gegen linke Demonstrierende und Journalist:innen⁴ gegenüber, die zeigt, dass die Polizei offenbar doch durchgreifen kann, wenn sie es will. Durch dieses Vorgehen der Polizei entsteht ein Ungleichgewicht zwischen dem Recht auf Demonstrationsfreiheit der Rechten und dem Recht auf freie Berichterstattung der Presse, denn solange die Polizei Journalist:innen nicht aktiv vor Angriffen schützt, können diese ihre Arbeit nur eingeschränkt oder gar nicht machen. Was daraus resultiert, ist eine fehlende unabhängige Überprüfung, Dokumentation und Einordnung dieser Demos und der dort propagierten Inhalte und Vorgänge, welche eigentlich ein Grundpfeiler der Meinungsbildung innerhalb einer funktionierenden liberalen Demokratie sein sollte.

Betrachtet man diese Problematik aus einem dezidiert linken Blickwinkel, darf man nicht vergessen, dass eine mangelnde Pressefreiheit automatisch auch eine Einschränkung des Handlungsraums des linken, insbesondere des antifaschistischen, Aktivismus bedeutet. Denn auch hier gilt: Falls es keine unabhängige Dokumentation von antifaschistischen Demos gibt, bleibt als Quelle meist nur die Polizei; und wenn man in die Vergangenheit blickt, war diese Quelle meist eher fragwürdig. Einfach gesagt ist es ein Dominoeffekt: Wenn die Polizei toleriert, dass rechte Demonstrierende Journalist:innen angreifen, wird dadurch der Handlungsspielraum

der Presse eingeschränkt. Durch das Einschränken der Presse und der dadurch fehlenden Dokumentation potenzieller Polizeigewalt vergrößert sich der Handlungsspielraum der Polizei, wodurch der Handlungsspielraum des Gegenprotestes wieder eingeschränkt wird, und der Handlungsspielraum der Rechten wieder vergrößert wird. Das bereits jetzt schon zu beobachtende Ungleichgewicht im Umgang der Polizei mit rechten und linken Demos nimmt dadurch immer weiter zu, und in Anbetracht der aktuellen politischen Lage und der immer wahrscheinlicher werdenden Regierung mit FPÖ-Beteiligung würde das irgendwann bedeuten, dass antifaschistischer Protest außerhalb des bürgerlichen Spektrums komplett kriminalisiert und in die Illegalität abgedrängt wird.

Gleichzeitig sollten sich Journalist:innen bewusst sein, dass sie selbst natürlich auch eine Verantwortung tragen, den autoritären Tendenzen in der österreichischen Politik, aber auch in den Medien, entgegenzuwirken. Wenn wegen der journalistischen Neutralität Ereignisse, Proteste oder Aussagen nicht kontextualisiert werden und Geschehenes einfach stumpf wiedergegeben wird, trägt das in erster Linie zu einer Normalisierung rechter bis rechtsextremer Positionen bei; was das auf längere Sicht für die Pressefreiheit bedeutet, zeigen Länder wie Ungarn oder Russland. Dass die FPÖ keinen Hohl daraus macht, was sie von der Pressefreiheit hält, sieht man an diversen Aussagen der letzten Zeit, etwa der des oberösterreichischen Landesparteiobmanns Manfred Haimbuchner. Dieser sagte während einer Parteiveranstaltung: „Unter einem freiheitlichen Kanzler Kickl werden so einige wieder das Benehmen lernen: vom Journalisten bis zum Islamisten.“

Ob man jetzt aus der Perspektive der liberalen Demokratie oder der radikalen Linken auf die Pressefreiheit blickt, ist schlussendlich egal; beides geht zugrunde, wenn es den rechtsautoritären Kräften gelingt, freie Berichterstattung unmöglich zu machen. Die freie Presse, auch große Medien, und die antifaschistische Linke fallen gleichermaßen ins Feindbild der autoritären Rechten und ihrer verschwörungsideologischen Fußsoldat:innen, umso wichtiger sollte es daher sein, dass diese beiden Instanzen sich nicht gegenseitig bekämpfen. Liberale Tendenzen, aktivistischen Antifaschismus als etwas gleichwertig schlimmes wie Rechtsextremismus darzustellen, sind dabei im Endeffekt selbstzerstörerisch. Den Rechten ist es nämlich egal, ob ihr Schlag gegen die ‚Lügenpresse‘ eine freiberufliche Fotojournalistin oder den Redakteur einer großen Tageszeitung trifft, ebenso wie ihnen egal ist, ob der Schlag gegen ‚die Antifa‘ einen linksliberalen PoWi-Studenten oder eine autonom organisierte Anarcho-Kommunistin trifft.

Max Maydl

¹ <https://bit.ly/3sSg52f#>
² Twitter/X: <https://bit.ly/3MTLo3l>, <https://bit.ly/40VmkPf>

³ <https://bit.ly/49UjxKC>
⁴ <https://bit.ly/3RekswX>, <https://bit.ly/486ov5h>
⁵ <https://bit.ly/47tVe1l>

Ein Appell zur Überwindung der Identitätskategorien

Die Grenzen des subjektiven Empfindens

Unser Alltag ist stets von Kategorien bestimmt, jede Beschreibung und jede Existenz wird eingeordnet in ein übergeordnetes System. Subjekt-Sein im jetzigen System bedeutet, einer Kategorie zugehören. Im Umkehrschluss bedeutet dies, von anderen Kategorien ausgeschlossen zu sein.

Über weite Strecken der westlichen Menschheitsgeschichte wurde die Gesellschaft durch ein binäres Zweigeschlechter-System geordnet. Das wird sie auch heute noch. Eine Einteilung von Geburt an geschieht in die Kategorien Mann und Frau, wobei Frau-Sein als Abwesenheit des männlichen Geschlechts betrachtet wird, als ‚Nicht-Kategorie‘. Solche Kategorien geben Handlungen und Eigenschaften vor. Sie agieren als Determinanten in einer Gesellschaft, in der eine individuelle Erfahrung quantifizierbar und schnell erkenntlich sein muss. In den letzten Jahrzehnten wurde versucht, aus dieser Binarität auszubrechen. Neue Kategorien werden eröffnet. Immer mehr Beschreibungen und Bezeichnungen werden neu erschaffen. So wird versucht, Inklusion zu ermöglichen.

Doch wozu dienen diese Labels eigentlich? Propagiert werden Identitätskategorien als Weg, um sich selbst zu verstehen, um ein Gefühl der eigenen Identität zu erlangen. Jedoch dienen Identitätskategorien meist schlicht als Wegweiser für andere Personen. Jede Person besitzt ein intrinsisches Wissen über sich selbst. Die eigene Identität ist kein Mysterium, das es zu lösen gilt. Gäbe es in einem Vakuum abseits der Gesellschaft das Bedürfnis sich selbst einzuordnen und sich ‚zu verstehen‘? Würde hier das eigene Verhalten nicht stets als automatischer Richtwert, als Ausgangspunkt des Denkens, ohne Erklärungsbedarf, verstanden werden? Bezeichnungen

und Einteilungen sind folglich ein Mittel, um anderen Personen in zusammengefasster Form die eigene Identität, das eigene Sein zu erklären. Ein einzelnes Wort oder eine einzige Beschreibung ist aber in keinem Fall ausreichend, um eine komplexe Identität und eine persönliche Erfahrung so zu komprimieren, dass sie für alle außenstehenden Personen zugänglich ist. Bezeichnungen wie ‚männlich‘, ‚weiblich‘ oder ‚nicht-binär‘ mögen zwar im ersten Moment eine bestimmte Richtung angeben, doch sie reichen nicht aus, um ein wirkliches Verständnis einer Person zu bekommen. Solche Kategorien werden dem menschlichen Empfinden kaum gerecht. Identität und Erleben von Subjekten sind immer vielschichtig. Sie bedürfen mehr als ein einzelnes Wort, um sie zu erklären. Solch eine Begrifflichkeit, die Identitäten ‚labelt‘, engt den Spielraum eines Subjekts demnach bloß maßgeblich ein.

Die gegenwärtigen Versuche, neue nicht-konforme Kategorien zu schaffen und dadurch mehr Spielraum zu ermöglichen, entpuppen sich bei weiterem Nachdenken als eine weitere Kategorie mit derselben starren Identitätslogik. Die einst progressive Idee, Geschlechterkategorien zu umgehen und durch Begrifflichkeiten wie ‚nicht-binär‘ oder ‚gender-queer‘ zu brechen, haben eine Vereinheitlichung erfahren wie bereits vorhergehende Kategorien. Sie entspringen der Idee des Ausbruchs, doch zeichnen sich ebenso durch rigorose Pflichtmerkmale aus, welche sich quasi-konservativ entwickeln. Insbesondere in identitätspolitischen Kreisen gilt es, sich einem gewissen Bild der ‚geschlechterlosen‘ Präsentation hinzugeben, sonst droht eine Abschreibung der eigenen Existenz. Dies kann umgangen werden. Beispielsweise mit dem

Erschaffen weiterer Kategorien oder dem Aufbrechen der Ideen. Allerdings endet eine kategoriale Einteilung meist wieder mit starren Regeln und gesellschaftlichen Erwartungen.

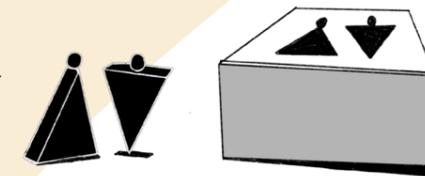
Ebenso verhält es sich mit Sexualitäten. Immer mehr Begriffe werden verwendet, um verschiedene, doch in den meisten Fällen ähnliche, Sexualitäten und Empfindungen zu beschreiben. Insbesondere mit der Argumentation, dass Sexualitäten ein Spektrum seien, kommt es zu einer vermeintlichen Ausweitung der Kategorien. Was jedoch wirklich geschieht, ist das Einteilen von persönlichen Erfahrungen in immer mehr Kategorien, um dem eigenen Empfinden gerecht zu werden. Das einzige Fazit, das daraus geschlossen werden sollte, ist, dass persönliches Empfinden und die subjektive Identität individuell sind. Es gibt keine Möglichkeit, diese mit bestimmten Kategorien gänzlich zu erklären. Wozu also immer spezifischere Kategorien einführen? Ist das völlige Fernbleiben sämtlicher Identitätsbegriffe nicht der schnellere und den Subjekten gerechtere Weg?

Historisch betrachtet ergibt es Sinn, dass sich Kategorien auf diese Weise entwickeln. Die Geschichte der Geschlechtsidentitäten kann verglichen werden mit der bereits vorhergehenden Entwicklung der sexuellen Identitäten. Nach der jahrhundertelangen Abschreibung jeglicher Sexualitäten abseits der Heteronormativität, entwickelte sich die LGBT-Bewegung als Gegenpol, als Weg, um Macht über das eigene Subjekt zu erlangen. Diesem Momentum folgend, kam es in den nachkommenden Jahren zu einer starken Über-Identifizierung mit der eigenen Sexualität. Ideen und Kampfsprüche, wie etwa die Aussage, dass lesbisch zu sein die höchste Form des Frau-Seins sei, veranschaulichen den Wandel, in welchem die Sexualität als wichtigste Kategorie eines Subjekts gilt. Der emanzipatorische Einfluss dieser Über-Identifikation ist nicht zu unterschätzen. Er führt zu einer neuen Auseinandersetzung mit Kategorien, die Personen zuvor nicht offenstand. Aus der Betrachtung der verwandten Historie der sexuellen Identitäten lässt sich beobachten,

dass Kategorien sich stets in Phasen entwickeln: Die Entwicklung verläuft in drei Phasen. In der ersten Phase werden gewisse normative Kategorien erzwungen und es gibt keine andere Möglichkeit der Identifikation. In der zweiten, extrem gegenteiligen Phase kommt es zu einer Über-Identifikation mit den Kategorien und einem starken Fokus auf das vermeintlich neue Subjekt, samt neuer Darstellung. Folgend auf diese zwei Phasen kommt es zu einem Auspendeln, in dem weder die eine Kategorie noch die andere der ausschlaggebende Faktor für die eigene Subjektivität ist. Das ist gerade bei der Geschlechtsidentität zu beobachten. Die Binarität wird aufgebrochen, immer mehr Personen identifizieren sich mit einer abweichenden Identität, um emanzipatorisch zu agieren. Jedoch dient auch hier zurzeit das Geschlecht als Hauptidentifikationsmerkmal. Ein Hyperfokus auf das Geschlecht und die eigene Einordnung in eine Kategorie ersetzt oftmals andere Kategorien. Rein anhand dieser Merkmale wird eine Identität vermittelt. Der zu ziehende Schluss daraus ist, dass diese übermäßige geschlechtliche Identifikation enden wird. Dieser Moment ist zu nutzen, um nachhaltig über Kategorien und ihre tatsächliche Notwendigkeit nachzudenken.

Der Wunsch nach einem Ausweiten und Ausreizen der Spielräume von Kategorien mag im ersten Moment progressiv wirken und nützlich sein, um alte Strukturen aufzulösen und veraltete Systeme zu verabschieden. Dieser Weg der Umordnung sollte jedoch schlicht als erster Schritt betrachtet werden, wobei das eigentliche Ziel die Abschaffung sämtlicher Kategorien ist. Wird ein Spielraum ausgereizt und auf den Kopf gestellt, wird dieser zwar verändert, jedoch nicht aufgelöst. Der Raum ist immer noch stark eingegrenzt, es ist immer noch ein abgesonderter Raum im allgemeinen gesellschaftlichen Raum. Möge er sich auch ausweiten, die Enge und die Beschränkung auf einen gewissen Handlungs- und Identitätsspielraum bleibt bestehen. Um solche Grenzen nachhaltig aufzulösen, benötigt es das Aufbrechen und Verabschieden der Kategorien.

Kristina Dertnig



Ein Beitrag zur innerfeministischen Debatte

Dem autonomen Frauenzentrum in Wien droht die Schließung

Im Jahr 1981 besetzte eine Gruppe von Frauen das denkmalgeschützte Gebäude in der Währingerstraße 59, Stiege 6. Dort schufen sie mit dem Frauenzentrum (FZ) einen Raum für feministische, selbstorganisierte und widerständige Frauenöffentlichkeit in Wien. Im gleichen Gebäudekomplex besetzte damals der Verein zur Schaffung offener Kultur- und Werkstättenhäuser (WUK) die Stiegen 1-5. Vor wenigen Jahren unterzeichnete dieser einen Mietvertrag mit der Stadt Wien, in dem fälschlicherweise behauptet wird, dass das WUK seit 1981 das gesamte Gebäude rechtmäßig nutze. Das FZ, das nie Teil des WUK war, wurde dabei von beiden Parteien ignoriert und hat nun gegen den Verein und die Stadt Wien geklagt. Die drohende Verdrängung des Frauenzentrums nach über 40 Jahren feministischer Selbstverwaltung zeigt nicht nur, dass nicht-kommerzielle, emanzipatorische und vor allem feministische Räume den Interessen der Wiener Stadtpolitik entgegenstehen, sondern deutet auf einen geschlechterpolitischen Backlash in Österreich hin. Auch andere autonome linke Räume in Wien, wie das EKH und die Pankahytnn, müssen ständig um ihre Existenz fürchten und zeigen sich solidarisch. Aber nicht von allen Seiten der Linken gibt es Solidarität.

Das FZ ist Gegenstand heftiger Debatten innerhalb der feministischen Bewegung in Wien. Vor allem queerfeministische Stimmen kritisieren das autonome Frauenzentrum und werfen einzelnen Akteurinnen Queerfeindlichkeit vor. Die scharfe Kritik am FZ sowie seine prekäre Situation sind

symptomatisch für die Probleme, mit denen feministische Räume in Österreich konfrontiert werden. Einerseits werden sie durch die antifeministische Politik der Regierung verdrängt, andererseits geraten sie aufgrund steigender Ansprüche der feministischen Bewegung unter Druck. In den letzten Jahren kam es zu einer Verhärtung der Fronten zwischen Radikal- und Queerfeminismus. Ich habe den Eindruck, dass sowohl radikalfeministische als auch queerfeministische Gruppen nicht genügend übereinander wissen und es deshalb in beiden Gruppen unglaublich viele Vorurteile und Ängste gibt. Wir müssen immer wieder aus unserer eigenen Blase heraustreten, in der die Dinge so sind, wie wir sie gerne haben möchten und aufeinander zugehen. Ich glaube, die jüngere feministische Generation kann viel von Frauen lernen, die seit den 1970er Jahren Vorarbeit für uns leisten. Ihnen nicht zuzuhören und ihrer Verdrängung zuzusehen, weil wir nicht mit all ihren Positionen übereinstimmen, wäre ein fataler Fehler. Wenn wir der neoliberalen und antifeministischen Politik Österreichs entgegenzutreten wollen, müssen wir geeint auftreten. Wie schaffen wir es, als Feminist:innen nicht gegeneinander, sondern miteinander zu kämpfen? Und warum braucht es ein autonomes Frauenzentrum in Wien? Ich habe mich darüber mit Aktivistinnen des FZ unterhalten und sie mit der Kritik vonseiten einiger Queerfeminist:innen konfrontiert. Ziel dieses Artikels ist, im Kontext der drohenden Schließung mehr über das FZ zu erfahren und die Aktivistinnen selbst zu Wort kommen zu lassen, dabei aber auch auf Kritik einzugehen.

Maria Lautischer war 1979 dabei, als der Verein Kommunikationszentren für Frauen gegründet wurde, der zu einem großen Teil aus Architekturstudentinnen bestand. Als ein Gebäude in Ottakring, das sie besetzen wollten, frühzeitig abgerissen wurde, wurden sie wütend. „Wir brauchen jetzt ein Haus!“, beschlossen sie. Sie entschieden, das Gebäude in der Währingerstraße 59 zu besetzen. Maria erzählt: „Die Architektinnengruppe hat irgendwie einen Schlüssel bekommen und so sind wir dort hinein. Ich war fast immer dort, Tag und Nacht, hab mich abgewechselt mit den unterschiedlichen Frauen und wir sind geblieben.“ Gleichzeitig hat auch das WUK in den anderen Räumen getagt. „Heute kennt man das Gebäude in der Währingerstraße nur noch unter dem Namen WUK, doch das FZ war seit der Besetzung autonom und separat im sogenannten Frauenturm.“

Eine Motivation für die Besetzung war die Schaffung eines geschützten Raums für Frauen. Maria: „Heute sagt man ja, dass eh jeder weiß, dass die Männer übergriffig sind und so, aber damals hat man die Männer noch gar nicht so verurteilt, wenn etwas passiert ist. Aber im Frauenturm gab's sowas nicht.“

Lisa Steininger ist noch heute im FZ aktiv und sieht den Sexismus in der Linken und auch in der Hausbesetzerbewegung der 70er und 80er Jahre als wichtige Motivation für die Gründung autonomer Frauenräume. „Innerhalb der Hausbesetzerbewegung und in der gemischten Linken war Sexismus hammermäßig präsent. Und das ist er ja heute immer noch. Es gibt vielleicht mehr Debatten, aber grundsätzlich hat sich daran nichts verändert. Es hat irrsinnig viele sexistische Übergriffe gegeben. Das war ein Grund dafür, dass auch innerhalb der Arena-Besetzung ein Haus nur von Frauen besetzt wurde.“ Nur wenige Jahre nach der Arena-Besetzung organisierten Studentinnen der Angewandten 1978 eine zweitägige Veranstaltung mit dem Namen „Den Alltag verändern“, bei dem es Einigung darüber gab, dass es in Wien Frauenkommunikationszentren brauche. Damals war die Aktion unabhängiger Frauen (AUF) als erstes autonomes Frauenzentrum in Wien ein Vorbild. Die AUF war ab 1972 ein wichtiger Bezugspunkt für die Konstituierung einer feministischen Bewegung. Ab 1976 gab sie auch eine der einflussreichsten feministischen Zeitschriften in Österreich heraus, die *AUF – Eine Frauenzeitschrift*, die 2011 aus finanziellen Gründen eingestellt werden musste. „Aber es gab auch Frauenzentren in Linz, Innsbruck, Salzburg und in vielen Ländern Westeuropas“, erzählt Lisa. „Ich selber war 1983 in Innsbruck aktiv, wir haben dort ein autonomes Frauen-Lesben-Zentrum geschaffen, das es bis heute gibt.“

Das FZ ist eines der ältesten noch bestehenden selbstverwalteten Frauenzentren in Europa. Ich habe mich mit Lisa Steininger und Zoraida Nieto über ihre Motivation, ihren feministischen Aktivismus und das FZ unterhalten, um einen besseren Eindruck zu bekommen, was dort eigentlich

gemacht wird und wer sich engagiert.

Lisa ist seit 1979 Teil der autonomen Frauenbewegung und war bereits als 19-Jährige in der Bewegung gegen sexualisierte Gewalt, Vergewaltigungen und Ausbeutung von Mädchen und Frauen aktiv, bald danach auch in der feministischen Selbstverteidigung. Außerdem engagiert sie sich gegen patriarchale Bevölkerungspolitik, für lesbische Präsenz, im Antirassismus, als Antifaschistin und als feministische Handwerkerin im FZ. Das autonome Frauenzentrum verstehe sich laut ihr nicht als Schutzraum. Es sei ein Ort der Stärke und Solidarität, um die gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern. Die öffentliche Debatte um Gewalt gegen Frauen, bei der der Fokus nur auf ihrem Schutz liegt, könne laut Lisa auch sexistisch sein. „Das ist eine Pathologisierung von Frauen, die sie in einem Status hält, in dem sie besonders geschützt werden müssen – ob durch den Mann oder den staatlichen Scheinschutz. Aber die Verhältnisse selber werden nicht angegriffen.“ Autonome feministische Räume hätten das Ziel, eine andere Welt zu gestalten. Selbst Frauenhäuser, die heute in Österreich etablierte Institutionen sind, würden sich nicht nur als Schutzraum verstehen, sondern als Ort, an dem gemeinsam ein anderes Leben entwickelt werden kann. Viele Frauen verbringen den Großteil ihrer Zeit in einem Beruf, in dem sie ausgebeutet werden, gehen nach Hause und sind vielleicht in einer gewaltvollen Beziehung oder müssen Haushalt und Kindererziehung alleine stemmen. Sie leiden den ganzen Tag unter Kapitalismus und Patriarchat. Autonome feministische Räume bieten Alternative und einen Raum, in dem sich Frauen organisieren und entfalten können.

Zoraida Nieto ist seit 2007 im FZ aktiv und die jetzige Obfrau. Sie ist transnationale feministische Aktivistin und begleitet unter anderem die Bewegung *Ni Una Menos* in Österreich. Für sie sind autonome, feministische, frauenspezifische Räume und Kollektive eine wichtige Grundlage für feministischen Aktivismus. Vor allem Frauen, die Krieg oder Flucht erlebt haben, hätten oft wichtige Positionen, die in Österreich kaum vertreten sind. Zoraida erzählt mir von einem Besuch von Zapatistinnen in Wien, bei dem sie einen Monat im FZ verbrachten: „Die Zeit im FZ war für viele von ihnen das erste Erlebnis von Solidarität. Für Frauen, die Opfer eines bewaffneten Konflikts sind, war das etwas sehr Besonderes. Sie erleben so viel Gewalt von der sexistischen lateinamerikanischen Politik, von der Staatsgewalt, von Paramilitärs und von den Narco-Kartellen. Diese Frauen haben eine andere Position zu Prostitution oder zu Drogen, weil das für sie Gewalt ist, mit der sie täglich konfrontiert werden. Wir wissen alle, dass Kriege gegen Frauen geführt werden, dass es eine Kriegswaffe ist, Frauen zu vergewaltigen. Sie waren sehr beeindruckt von diesem Ort, an dem alles von Frauenhand geschaffen wurde. Sie waren total zufrieden mit so einer Welt.“ Die feministische Debatte in Österreich empfinde sie häufig als zu gemächlich und blind gegenüber vielen Problemen von Frauen weltweit.

Dem autonomen Frauenzentrum in Wien droht die Schließung

Obwohl das FZ oft aus einer intersektionalen Perspektive kritisiert wird, ist es vor allem ein Raum für Migrantinnen, Lesben und Arbeiterinnen. Die Angebote sind sehr vielfältig. Im Erdgeschoß gibt es die Werkstatt des Vereins feministischer Handwerkerinnen mit Tischlerei, Metall und Elektrik. Es gibt die FZ.Bar ohne Konsumzwang, die kollektiv genutzt wird. Im 1. Stock haben sich migrantische Frauen organisiert, die als Verein solidarischer Frauen aus der Türkei und Österreich begonnen haben und jetzt im 3. Bezirk das Beratungs- und Therapiezentrum Peregrina für Migrantinnen betreiben. Die Räume werden nun von migrantischen Künstlerinnen genutzt. Es werden Vorträge, Workshops und Ausstellungen organisiert, es gibt eigene Ateliers und Proberäume. Ein wichtiger Bereich ist seit 1983 die feministische Selbstverteidigung, das Wendo. Man nutzt die Räume aber auch für Tanz, Theater, Vorbereitungstreffen für Demos und regelmäßige Sprachkurse. Obdachlose und geflüchtete Frauen oder Frauen in Notsituationen erhalten im FZ Unterstützung. Im Plenum, das auch als Entscheidungsgremium fungiert, sind alle Gruppen vertreten. Das FZ agiert basis- und radikaldemokratisch. Seit über 40 Jahren halten verschiedene Generationen von Frauen die Räume instand. Im Mietvertrag zwischen der Stadt Wien und dem WUK-Vorstand wird behauptet, dass es das autonome Frauenzentrum in dieser Form nie gegeben hätte. Dem FZ wurde ein Leihvertrag als Untermiete angeboten. Weil sie gegen den Mietvertrag protestierten und sich weigerten, ihre Autonomie aufzugeben, tauschte das WUK alle Schlösser aus. Das geschah infolge der notwendigen Generalsanierung des Gebäudekomplexes. Daraufhin brachte das FZ eine Besitzstörungsklage gegen die Stadt Wien und das WUK ein.¹ Die Verdrängung des feministischen autonomen Zentrums aus dem zunehmend kommerzialisierten Gebäude ist angesichts der Geschichte des WUK ein Skandal. Die Frauenfeindlichkeit ist dabei offensichtlich. Gleichzeitig erlebt das FZ eine Entsolidarisierung in der feministischen Bewegung.

Queerfeminist:innen kritisieren den Ausschluss von Non-binären, Inter-, Trans- und Agender-Personen aus dem FZ. Dass das FZ sich nicht für alle FLINTA Personen öffnet, wird vor allem als transfeindlich empfunden. Die Reaktionen auf diese Kritik sind innerhalb des FZ sehr unterschiedlich, interne Diskussionen gibt es durchaus. Einige von ihnen teilen die Einschätzung, dass eine Öffnung für FLINTAs das politische Subjekt ‚Frau‘ weiter in den Hintergrund rücken würde. Dabei stehe genau das im Zentrum ihres Aktivismus. Ohne den Begriff Frau im Vordergrund ergibt der Begriff Feminismus keinen Sinn. Mit dem Begriff ‚Cis-Frau‘ in Abgrenzung zu ‚Trans‘ könne Lisa jedoch wenig anfangen, weil sie darin eine Entmenschlichung von Frauen zu reinen Körperfunktionen und ein Überstülpen vorgefertigter Rollenbilder sieht.² Das sei genau das, wogegen Feministinnen wie sie seit

Jahrzehnten kämpfen. Die wenigsten Menschen fühlen sich körperlich mit ihrem Selbstbild identisch, deshalb finde sie es schwierig von Geschlechtsidentitäten zu sprechen. Unter Feminismus verstehe sie die gesellschaftliche Befreiung der Frau, die mit dem grundlegenden Hinterfragen von Geschlechterrollen einhergeht. Im Grunde hat sie ein ähnliches Ziel wie ihre queerfeministischen Kritiker:innen, aber einen völlig anderen Zugang. In ihrer Analyse kann es keine Geschlechtsidentität geben, in der man vollkommen man selbst sei. Queere Theorien zu kritisieren, bedeute für sie allerdings nicht, Rechte queerer Personen nicht anzuerkennen und un-solidarisch zu sein. Es gibt laut Zoraida auch Befürworterinnen eines Austauschs mit Transpersonen im FZ. Sie beziehen sich dabei aber vor allem auf Transmänner, da diese in der Regel als Frauen sozialisiert werden. Das ist genau der Punkt, an dem sich Kritik und Streit entzünden. Wenn Transfrauen in Frauenräumen nicht willkommen sind, Transmänner aber schon, wird Transmenschen ihre Geschlechtsidentität aberkannt. Kritik daran ist berechtigt. Spätestens an diesem Punkt merkt man, dass Verwirrung über die verwendeten Begriffe herrscht und es mehr Diskussion bedarf. Diese sei aber laut Zoraida nicht möglich, solange mit Kampfbegriffen gearbeitet wird und gegenseitiger Respekt fehlt. Sie betont, wie wichtig es ist, trotz Differenzen andere Perspektiven ernst zu nehmen.³ Sie habe das Gefühl, dass viele eine falsche Vorstellung vom FZ haben. Zu den Soli-Partys, die außerhalb stattfanden, seien früher viele FLINTAs und solidarische Männer gekommen. Sie hätten alle sehr wohl verstanden, wozu es das Frauenzentrum braucht. Aber die Pandemie, die Sanierungsarbeiten und der Rechtsstreit hätten die Arbeit des FZ in den letzten Jahren erschwert. Zoraida nimmt die Kritik ihrer Genoss:innen ernst und ist bereit für Auseinandersetzung. Sie sagt aber auch, dass ihre Trans-Freund:innen von selbst nicht ins FZ kommen, „weil sie wissen, wo die Grenze ist und es ein frauenspezifisches Projekt braucht.“ Sie wünscht sich mehr Diskussionen über Geschlechtsidentitäten, Geschlechterrollen und Mehrzahl reiner Frauenräume, in der auch kontroverse Positionen Platz haben. „Denn wenn das FZ weiter ausgegrenzt wird, machen wir uns alle selbst kaputt. Und das geht nicht, wo es Faschismus und Rassismus gibt und dieser weiter wächst.“ Explizite Frauenräume findet sie für den politischen Kampf weiterhin essentiell. Und zur Entsolidarisierung sagt sie: „Wenn wieder ein Faschist wie Hitler an die Macht kommen sollte, landen wir alle im selben KZ.“

Die letzte Gerichtsverhandlung fand im Oktober 2023 statt. Bei Redaktionsschluss lag noch keine gerichtliche Entscheidung vor. Sollte diese negativ ausfallen, wolle das FZ jedenfalls weiter kämpfen. Wir sollten uns in diesem Kampf solidarisch zeigen.

Nadja Etinski

¹ Die letzte Gerichtsverhandlung fand im Oktober 2023 statt, aktuell wartet man auf den Beschluss der Richter:in. Bei Redaktionsschluss dieser Ausgabe am 27.11.2023 lag noch keine gerichtliche Entscheidung vor.

² Der Begriff Cis-Frau oder Cis-Mann beschreibt Menschen, bei denen die Geschlechtsidentität mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt. Er bedeutet jedoch nicht, dass man auch mit einer zugewiesenen Geschlechterrolle übereinstimmt.

³ An dieser Stelle möchte ich auf einen Radiobeitrag von Zoraida Nieto und Fiona Steinert zum Thema Diversität im Feminismus hinweisen. Darin wird deutlich wie divers Theorien, Positionen und Perspektiven der feministischen Bewegung in Österreich sind und dass eine Einteilung in Radikal- und Queerfeminismus unzureichend ist. URL: cba.fro.at/617344.



Wie im männlich geprägten Fußballuniversum mit Sexismus und Homophobie gefoult wird

Rote Karte für die Gleichberechtigung

Der Sieg des spanischen Nationalteams bei der diesjährigen Fußballweltmeisterschaft in Australien wurde von einem Skandal überschattet: Bei der Preisverleihung küsste der spanische Fußballpräsident Rubiales die Spielerin Jenni Hermoso ungefragt vor einem Millionenpublikum auf den Mund. Dieses Ereignis unterstreicht nicht nur die tiefsitzenden Probleme von Sexismus und Homophobie in der männergeprägten Fußballwelt, es wirft auch ein Licht auf die bestehenden Strukturen, die Frauen im Fußball nach wie vor benachteiligen.

Fußballerische Geschlechterverhältnisse und Ungleichheiten sind kulturell und historisch gewachsen: Fußball ist die weltweit beliebteste Teamsportart und hat dadurch in vielen Ländern einen bedeutenden gesellschaftlichen Stellenwert. Der Sport ist schon lange mehr als bloße Unterhaltung und reflektiert als Spiegelbild der Gesellschaft Probleme wie Rassismus, Sexismus und Homophobie.

Der Fußballkosmos ist dabei geprägt von eigenen Strukturen, Vokabeln und Spielregeln. Er ist ein Ort, an dem Männer mit Männern zusammenkommen und Spiele von Männern gegen andere Männer schauen, diskutieren und feiern. Die weit verbreitete Annahme, dass Frauen das Prinzip des Abseits nicht verstehen können, ist nur ein Beispiel für die Exklusivität und Ausgrenzung, die dort herrschen.

Die Behauptung, dass Frauen aufgrund vermeintlicher biologischer Unterschiede und Charaktermerkmale ungeeignet seien für die Sportart, die traditionell männlich konnotierte Eigenschaften wie Kraft, Ausdauer und Aggressivität

erfordere, wurde von Anfang an als Rechtfertigung verwendet, sie davon auszuschließen. 1955 beschloss der Deutsche Fußballbund (DFB) offiziell, Frauen das Spielen zu verbieten.¹ So konnte man(n) einen exklusiv männlichen Ort schaffen, an dem ‚wahre‘ heterosexuelle Männlichkeit gelebt und vor allem demonstriert wird.

Erst in den 1970ern wurde das Spielverbot wieder aufgehoben, seitdem wurden viele Frauenteams gegründet, ihr Ligasystem ausgebaut und die Anzahl an Spielerinnen und weiblichen Fans steigt stetig. Doch Frauen in Führungspositionen bleiben weiterhin selten und von der Amateurebene bis zu den Profis herrschen geschlechterbezogene Benachteiligungen, die Veränderungen fast unmöglich machen. Die männliche Herrschaft kann so in die Verlängerung gehen.

Cristiano Ronaldo brach 2021 den Rekord für die meisten Tore der Fußballgeschichte. Dass er dabei allerdings von sieben Frauen teils um über 60 Tore übertroffen wurde, blieb unerwähnt.¹ Denn wenn es um Fußball geht, wird meistens automatisch von Männer-Fußball, also dem ‚normalen‘ Fußball, ausgegangen. Wenn hingegen Frauen spielen, braucht es immer eine geschlechtsspezifische Kennzeichnung, um eine klare Abgrenzung zu schaffen. Allein das Wort Mannschaft zeigt, dass wenig Platz für Frauen und Personen, die nicht dem klassischen männlichen Ideal entsprechen, auf dem Spielfeld ist.

Die Grenzen von Männlichkeit und Weiblichkeit sind im Fußball stark geprägt von Stereotypen. Frauen bietet der Sport zwar die Möglichkeit, männlich konnotierte Eigen-

schaften auszuleben, deshalb wird ihnen aber oft nachgesagt, sie seien lesbisch. Andererseits werden sie, wenn sie sich beispielsweise schminken oder feminin kleiden, mit Vorurteilen konfrontiert, die es ihnen schwierig machen, beim Spielen ernst genommen zu werden. Homosexuellen Spielern wird es ebenfalls kaum verziehen, wenn sie traditionellen Männlichkeitsbildern nicht entsprechen. Mann scheint sich schon fast vor Homosexualität zu fürchten: Die körperliche Nähe durch Spielkontakt und in der Mannschaftskultur ist scheinbar nur gefahrlos möglich, solange alle beteiligten Männer hetero sind und jede Art von Sexualität sicher ausgeschlossen werden kann. Spielerinnen und homosexuelle Spieler sind häufig verbalen Beleidigungen ausgesetzt. Dabei werden diese nicht nur direkt ausgesprochen, sondern finden sich auch unterschwellig im Fußballjargon wieder. Homophobie und Sexismus werden so normalisiert und zu einem Teil der Fußballkultur.

Frauen sind aufgrund ihres Geschlechts noch weiteren Benachteiligungen ausgesetzt, beispielsweise bei der Bezahlung. Ein Vergleich der Gehälter der deutschen Nationalteams aus dem Jahr 2022 zeigt, dass männliche Spieler durchschnittlich über zehn Millionen Euro im Jahr verdienten, Frauen hingegen nur 43.670,-EUR. Das war weniger als das deutsche Medianeinkommen mit 54.880,-EUR.² Bei den WM-Prämien ist der Abstand noch absurder: So betrug das Preisgeld der WM in Katar insgesamt 390 Millionen Euro, das der WM in Australien nur rund 98 Millionen.³ Das liegt auch daran, dass ihr Spielen in der Öffentlichkeit sowie von Sponsoren kaum Anerkennung findet.

In den USA wurde bereits versucht, diesem Pay-Gap entgegenzuwirken, indem alle Preisgelder der National-Teams gleichmäßig aufgeteilt werden. Für die Spielerinnen bedeutete das einen starken Lohnanstieg, da die Preise bei Männer-Turnieren bedeutend höher ausfallen. Fair ist es aber immer noch nicht, denn sie sind viel erfolgreicher. Wenn ihre Wettbewerbe also einfach von Grund auf gleich bezahlt werden würden, dann würden sie noch mehr verdienen.

Frauenteams werden oft zweitrangig behandelt, wenn es um Platzzuweisungen und Trainingszeiten geht. Und auch bei der Ausrüstung werden sie benachteiligt: Fußballschuhe beispielsweise werden für Männer designt, Frauen tragen oft dieselben in einer kleineren Größe, obwohl ihre Füße eine andere Form haben. Unpassende Schuhe erhöhen das Risiko für Verletzungen, von denen Frauen übrigens im Schnitt drei Monate länger Erholungszeit brauchen. Auch die Trikotde-



signs berücksichtigen Spielerinnen nicht. Diese sind oft eng geschnitten und werden von vielen als sexualisierend wahrgenommen. Professionelle Spielerinnen sind dazu verpflichtet, statt eigenen Sport-BHs die bereitgestellten des Sponsors zu tragen, was zu Brustschmerzen führen kann. Außerdem haben Spielerinnen Probleme mit hellen Hosen angegeben: Die Angst vor sichtbarem Menstruationsblut beeinflusst sie so stark beim Spielen, dass es sich auf die Leistung auswirkt.

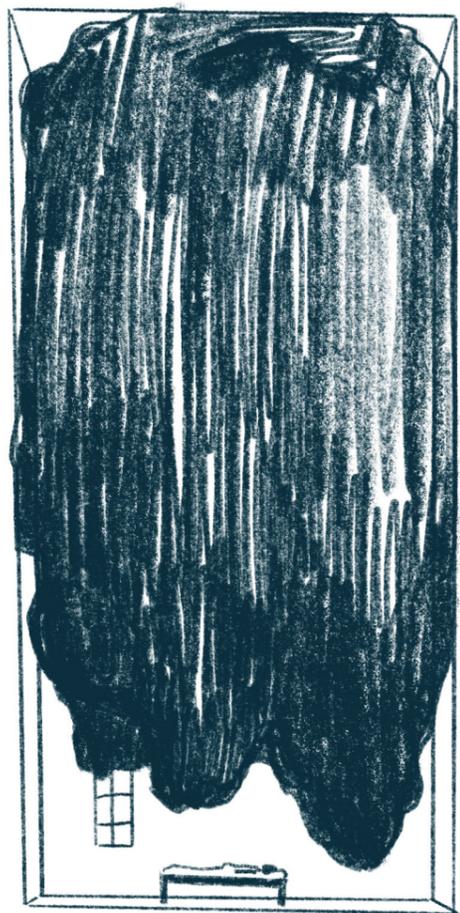
Es gibt also noch einiges an Trainingsbedarf in Sachen Gleichberechtigung. Fußball kann zwar einerseits als Verstärker bestehender Diskriminierungen funktionieren, kann aber auch als Instrument der gesellschaftlichen Veränderung eingesetzt werden und den Ball ins Rollen bringen für mehr Anerkennung und Förderung von Diversität.

Isabella Ludwig

¹ Der Standard: Wenn man nicht weiß, ob Frauen oder Männer kicken, wird Fußball gleich gut bewertet. URL: bit.ly/47oMDz5 (Zugang: 05.12.2023)

² Frankfurter Rundschau: Gehälter von Profi-Fußballerinnen: So viel verdienen Frauen im Vergleich zu Männern. URL: bit.ly/3SVKSpv (Zugang: 05.12.2023)

³ Die Weltmeisterschaft in Katar war für Männer, die in Australien für Frauen. URL: bit.ly/3T2CioO (Zugang: 05.12.2023)



Das Unbenennbare benennen

Meine Krebsdiagnose hat für mich vieles verbessert: durch sie wurde ich endlich verstanden.

Als ich im April 2022 vier Mandelentzündungen in kurzer Zeit hatte, hätte ich nicht ahnen können, dass ich am Ende eine Chemotherapie brauchen würde. Bis es zur Diagnose kam, verging viel Zeit, in der ich immer schwächer wurde und meine Gliedmaßen und Gelenke steif, ich konnte nachts nicht atmen, ich konnte oft nicht einmal sitzen. Nach und nach fiel ich aus allen Seminaren raus und setzte mich stattdessen in ein Wartezimmer nach dem anderen. Langsam verlor ich auch den Kontakt zu Freund*innen und Bekannten. Ich wurde operiert, versuchte Medikamente, so viele Medikamente, in der Hoffnung, dass es mir besser gehen würde. Die körperliche und geistige Erschöpfung, die sich im Laufe der Zeit einstellte, hatte ich nie erlebt und konnte sie schwierig beschreiben. Eine Schwester im Geiste war mir die Autorin Margarete Stokowski, die auf Instagram ihren Alltag mit Long Covid teilt und von diesen sogenannten ‚Crashes‘ erzählt. Manchmal konnte ich nur mehr die Wäsche abhängen, dann waren meine Kräfte so verbraucht, dass ich mitunter Tage im Bett lag, in denen ich Schmerzen hatte, weinen musste und mich nicht bewegen konnte.

Ich war nicht mehr fähig, meinen Alltag alleine zu bestreiten, worauf ich sonst immer stolz gewesen war. Meine Verzweiflung in diesen acht Monaten wurde von Ärzt*innen untermauert, bei denen ich mich vergeblich um Kopf und Kragen redete. Es schien niemand das Ausmaß dessen zu begreifen, was sich in mir tat, oft herrschte nur Ratlosigkeit. In eine Ordination oder ins Spital zu gehen, gehörte für mich ir-

gendwann zu einer normalen Woche dazu, jeden Termin erwartete ich mit Hoffnung. Wer das Leben nicht hautnah mit mir teilte, konnte sich kaum ein Bild davon machen, wie es in mir aussah, körperlich und emotional. Wenn ich gefragt wurde, wie es mir ging, was konnte ich darauf sagen? Die Fatigue, diese Erschöpfung, nach der ich bald alles sortieren musste, die zum entscheidenden Imperativ meines Alltags wurde, bewegte sich in einem Vorstellungsrahmen, den gesunde Menschen – vor allem junge – nicht kennen. Sie konnten nur verstehen, dass ich müde war, einfach richtig müde. Dabei hatte diese Krankheit mein ganzes Leben eingenommen. Und ich hatte nicht mal einen Namen für sie.

Als ich im Herbst irgendwann einen Knoten am Hals hatte, stand nach einem Ultraschall die Möglichkeit im Raum, dass da etwas sein könnte, etwas wirklich Schlimmes. In diesen Tagen der Unklarheit öffnete sich mir damit gleichzeitig die Chance, dass ich und – noch wichtiger – ein*e Ärzt*in, jetzt herausfinden könnten, was mir fehlt. Die Verzweiflung, die in den letzten Monaten immer weiter gewachsen war, hatte in mir auch den Wunsch nach einer Diagnose wachsen lassen, egal welche. Selbstredend war die Perspektive, die sich mit dieser Einschätzung einstellte, gleichermaßen wenig vielversprechend. Am 23. November erfuhr ich auf einem grünen Zettel, dass ich Lymphdrüsenkrebs hatte. Wirklich gefühlt habe ich wenig; ich hatte bloß den Eindruck, dass etwas Besonderes passiert war.

Illustration: Laura Beiler



Ich kannte nie jemanden, der Krebs hatte, keine Freund*innen, keine Eltern, Großeltern. Nirgends in meinem Stammbaum hatte jemand eine Krebsdiagnose bekommen. Trotzdem hatte ich wie viele Andere eine gewisse Vorstellung von Krebs. Dass da etwas wächst, dass es böse ist, dir auf jeden Fall die Haare ausfallen, du blass und traurig wirst und vielleicht sterben musst. Kurzum – dass das richtig arg ist. Das stimmt auch, es ist wirklich arg. Es ist sogar schrecklich. Dieses von vielen Menschen geteilte Bild von Krebs entsteht durch Spielfilme, Dokumentationen oder entfernte Verbindungen, wenn zum Beispiel die alte Deutschlehrerin an Krebs stirbt wie eine von vielen. Die Krankheit ist so im öffentlichen Bewusstsein verankert, auch wenn die Berührungspunkte nicht darüber hinausgehen.

Es ist schwierig zu beschreiben, was es bedeutet, so krank zu sein. Mein Partner, meine Eltern und Geschwister haben jetzt ein gutes Bild von dem Kosmos, der sich da aufgetan hat. Wirklich verstehen kann nur ich es, weil es meinem Körper, meinem Sein widerfahren ist. Dass Menschen, und bis vor einem Jahr zählte ich auch noch dazu, nicht mal eine Ahnung davon haben, was es mit sich bringt, so krank zu sein, hängt auch damit zusammen, dass das Thema Krankheit in vielen gesellschaftlichen Räumen keinen Platz hat. Trotz der Tatsache, dass wir in einer Gesellschaft leben, in der Krankheiten immer häufiger werden, werden Patient*innen aus der öffentlichen Wahrnehmung häufig gelöscht. Meiner Beobachtung nach besonders unter jungen Menschen, die damit noch

nicht in Berührung gekommen sind. Im Falle von Krebs wird er mitunter mit Tod im Gleichklang verstanden, was den Zugang zum Thema weiter erschwert. Dadurch begnügt man sich mit einem vagen Eindruck von der Krankheit, der gar nichts aussagt und nirgendwo hinführt. Der Begriff Krebs ist leer, weil die Assoziationen, die viele damit haben, nicht das einfangen, was das Kranksein so schwierig macht.

Der Begriff Krebs ist ein Symbol, ein inhaltsleeres. In meinem Fall, und das war mein Glück, bedeutete es für mich auch Schutz durch Andere, den ich zuvor nicht bekommen konnte, zum Beispiel in Form medizinischer Behandlung. Nun war ich nicht mehr unbeschrieben krank, was diffus war und mitunter einfach nicht ernstgenommen wurde. Ich hatte es manchmal ja selbst nicht mehr ernstgenommen. Jetzt hatte ich einen Namen für das, was in mir tobte, und Menschen meinten, damit etwas anfangen zu können. Sie erahnten die Tragweite dessen, was hier passierte, wie schlecht es mir ging. Der Schutzraum, der Spielraum, der durch die Diagnose geschaffen wurde, gab mir die Freiheit, zur Ruhe zu kommen, nicht mehr frenetisch nach Lösungen suchen und um Behandlung kämpfen zu müssen. Der Begriff übernahm für mich, und ich konnte die Zügel abgeben, ich hatte meine Arbeit getan. Auch dadurch konnte ich wieder gesund werden. Daher erappte ich mich mitunter bei dem Gedanken, damit Glück gehabt zu haben, dass ich Krebs hatte. Mit einer der anderen Diagnosen, die im Raum gestanden hatten, wäre ich mitunter nicht weniger krank gewesen, aber die Bekanntheit dieses leeren Signifikanten bedeutete hier für mich, dass ich ihn nicht mehr erklären musste. Sein Ruf eilt dem Krebs voraus.

Es ist eine persönliche Entscheidung, wie man mit dem Label Krebs umgeht. Bei mir hat es gepasst. Mir hat es weniger Leid gegeben, als es mir genommen hat. Das Leid der Ungewissheit, das Leid der vermeintlichen Bagatelle war für mich groß. Es gibt viele, die die Krankheit verstecken wollen, was ich nachvollziehen kann. Bei mir war es anders. Ich spreche jetzt noch häufig darüber, dass ich gerade erst genesen bin, und will erzählen, was das heißt. Als ich noch eine Glatze hatte, nahm ich in der Straßenbahn oder im Geschäft früher oder später meine Mütze ab. Mir war es wichtig, meinen nackten Kopf zu zeigen. Ich wollte sagen: ich habe Krebs, mir geht es nicht gut. Ihr sollt das wissen.

Muska Yahya

Verwandt, Versorgt, Verbaut – welchen Spielraum haben Familien in der Stadt?

Familie und Care sind geprägt von heteronormativen Rollenbildern und patriarchaler Macht. Wie kann die Stadt ein Ort werden, an dem es Raum für alle möglichen Familienkonstellationen, Lebenswürfe und Sorggemeinschaften gibt?

„Blut ist dicker als Wasser“ – Die Bedeutung von Familie

Die Familie ist ein wichtiger Bestandteil unserer gesellschaftlichen und politischen Ordnung. Wie nichts anderes steht sie für Loyalität und Verantwortung. Für viele Menschen ist sie die Antwort auf ihr Bedürfnis nach Liebe, Geborgenheit und Harmonie.¹ Dass Familienmitglieder sich lieben, wird häufig als naturgegeben vorausgesetzt und schafft mitunter Legitimation für Verantwortungs- und Fürsorgeverhältnisse. Darauf verlässt sich auch der Staat, in dem ein Anspruch auf Sozialhilfe oft erst besteht, wenn die Familie nicht ausreichend für die finanzielle, körperliche und mentale Versorgung aufkommen kann – nach dem Motto: Care ist Familiensache.

Aber was ist überhaupt eine Familie, und wieviel Spielraum haben wir, über unsere Familienkonstellationen selbst zu entscheiden? In einer Gesellschaft, die Verwandtschaft gerne gleichsetzt mit „Blutsverwandtschaft“, ist das mit der Wahlfamilie leider nicht so einfach.

Patriarchat und Kapitalismus haben die Erzählung der heteronormativen Kernfamilie erschaffen, die unsere Gesellschaft entscheidend prägt.³ Dazu gehören ein Mann, der ‚Alleinernährer‘, eine ‚Hausfrau‘ und ein bis zwei Kinder.⁴ Dabei spiegelt die Kernfamilie schon lange nicht mehr die Lebensrealität der meisten Menschen wider – wenn sie das überhaupt je tat. Vor allem in ärmeren und marginalisierten Familien haben Frauen immer gearbeitet und heutzutage können sich nur noch die wenigsten Familien das männliche Alleinernährermodell leisten.⁵ Die meiste Care-Arbeit wird

aber nach wie vor von Frauen verrichtet⁶ – was häufig bedeutet, dass sie durch Lohnarbeit und unbezahlte Care-Arbeit doppelt belastet werden.

Für wen ist die Stadt?

Leslie Kern, feministische Geografin und Autorin von *Feminist City* bemerkt, dass unsere gebaute Umwelt ein Spiegelbild der Gesellschaft ist, in der wir leben. Städte werden meistens aus der Perspektive von weißen Cis-Männern ohne Behinderung geplant, was zur Folge hat, dass dabei der Alltag dieser sehr privilegierten Gruppe als ‚Norm‘ für ein urbanen Leben angenommen wird.⁷

Die Lebensrealität von Care-Arbeit leistenden Personen oder Menschen, die abseits des gesellschaftlichen Ideals der heteronormativen Kernfamilie leben und sorgen, werden nicht mitgedacht und unsichtbar gemacht.

Anstatt Care-Arbeit als Grundlage unserer Gesellschaft anzuerkennen und sie durch Planung und Bauweise zu erleichtern, stehen Menschen, die in der Stadt Sorgearbeit verrichten, häufig Hindernisse im Weg. Beispielsweise in Form von Mobilitätsplanung, die designt ist, um den täglichen Arbeitsweg des ‚Familienvaters‘ möglichst effizient zu gestalten. Laut Kern müssen Frauen aufgrund von Sorgearbeit häufig wesentlich komplexere Wegeketten in ihrem Alltag auf sich nehmen als Männer.⁸ Vor der Arbeit müssen Kinder zur Schule und/oder zum Kindergarten gebracht werden, am Nachmittag muss häufiger eingekauft werden, vielleicht ein älteres Familienmitglied zum Arzt begleitet werden und so weiter. Dabei sind sie häufig auf öffentliche Verkehrsmittel

Illustration: Laura Beiler



angewiesen, die kleinteilige Wegeketten durch ineffiziente Verbindungen und höhere Fahrtkosten erschweren. Fußwege sind oft zu schmal oder uneben, um sie mit einem Rollstuhl zu befahren, zahlreiche U-Bahnstationen haben keinen Lift und selbst wenn sie einen hätten – während der Hauptverkehrszeit finden Kinderwagen selten Platz in der Bahn. Autos nehmen in unseren Städten einen Großteil des öffentlichen Raums ein. Dabei haben immer noch wesentlich mehr Männer als Frauen Zugang zu einem Auto.⁹ All dies deutet darauf hin, dass Verkehr in Städten für eine bestimmte Bevölkerungsgruppe gestaltet ist: berufstätige Männer ohne Behinderung, ohne Verantwortung für Kinder und alte Menschen, ohne Doppelschicht von Lohn- und Hausarbeit.

Auch Wohnraum wird heteronormativ und eindimensional geplant. Für viele Studierende ist es äußerst schwer, in Wien WG-taugliche Wohnungen mit getrennt begehbaren, gleich großen Zimmern zu finden. Meistens wird Wohnraum für Vater-Mutter-Kind-Familien geplant, was deutlich wird an Grundrissen, Ausstattung, Größe und Lage der Wohnungen. In Designkatalogen der 70er und 80er Jahren, die zur Gestaltung von Wohnraum für ‚die Familie‘ inspirieren sollten, steht die Trennung von Lohnarbeit und Reproduktionsarbeit im Fokus.¹⁰ Dies führte zu einer Verdrängung von Care-Arbeit in kleine, funktionale Küchen und Waschräume – räumlich getrennt vom Wohnzimmer, wo sich das Sozialleben abspielt. Dadurch wird Care-Arbeit unsichtbar gemacht und ihre ungerechte Verteilung normalisiert. Das Leben der ‚Hausfrau‘ sollte durch leicht abwischbare Arbeitsflächen und einen Gartenblick aus dem Küchenfenster entlastet werden. Dabei wurde kein Raum geschaffen, der die gendergerechte Umverteilung von Care-Arbeit und ihre Organisation in Familienkonstellationen abseits der heteronormativen Kernfamilie begünstigt.

Diese Vorstellung von Wohnraum schließt viele existierende Familienkonstellationen und Sorggemeinschaften wie alleinerziehende Eltern, Wohngemeinschaften, Poly-Beziehungen, Freund*innenschaften, alleinstehende Erwachsene oder Familien mit mehreren Generationen aus.

Spielräume öffnen

Für mich hängen der Traum von einer feministischen Stadt und der der Restrukturierung der Sorgearbeit eng zusammen. Es bedeutet die Abschaffung der Institution Familie, die die ungleiche Verteilung von Sorgearbeit, patriarchale Gewalt und Abhängigkeitsverhältnisse konstituiert.¹¹ Stattdessen gilt es, Spielräume zu öffnen für neue, alternative, gemeinschaftsorientierte Formen des füreinander Sorgens und miteinander Lebens.

Zusammen Essen kochen, gegenseitig auf die Kinder aufpassen, Nachbar*innen, die sich gegenseitig zu Arztbesuchen begleiten: Städtisches Leben bietet viele Möglichkeiten, Sorgearbeit zu erleichtern und gerechter zu verteilen. Ich würde gerne in einer Stadt leben, in der Care-Tätigkeiten im öffentlichen Raum sichtbar sind. Dort hätten Parks und Plätze saubere öffentliche Toiletten und Trinkbrunnen, sodass sich Menschen gerne dort aufhielten. Es gäbe auch Innenräume, die gemeinschaftlich ohne Konsumzwang und bei jedem Wetter nutzbar wären. Vielleicht hätte jedes Haus eine große Küche, in der gemeinsam gekocht und gegessen würde und wo jede*r mal dran wäre mit einkaufen und putzen. Sicherlich gäbe es ausreichend bezahlbaren Wohnraum, sodass Personen, die füreinander sorgen, in der gleichen Straße wohnen könnten. Wege zu Supermärkten, Gesundheitsversorgung, Freizeitaktivitäten und Kinderbetreuung wären kurz, Sorgearbeit hinge deshalb nicht von Autos und unzuverlässigen Bussen ab. Es gäbe Fußwege, auf denen Kinder morgens sicher zur Schule laufen könnten, Rollstuhlfahrer*innen nicht von Bordsteinkanten behindert werden würden und ältere Menschen sich zwischendurch auf einer Bank ausruhen könnten.

Diese Stadt muss nicht von Grund auf neu gebaut werden. Städte sind voll mit alternativen, queeren, kreativen Lebensentwürfen, von denen wir eine gerechtere Organisation von Arbeit, Sorge, Essen und Miteinander lernen können. Stadtgestaltung ist ein ständiger Prozess und es ist höchste Zeit, die Vielfalt an Lebensrealitäten, Erfahrungen und Blickwinkeln, die eine Stadt zu bieten hat, miteinzubeziehen.

Heteronormativität in der Stadtplanung und Architektur ist deshalb besonders fatal, weil planerische Maßnahmen meist langfristig gedacht und schwer rückgängig zu machen sind. Es ist daher wichtig, stets Flexibilität und Spielräume für Veränderungen mitzudenken.

Lucie Wohlfarth

1 Búcker, Teresa: *Unlearn Family*, in: Jaspers, Lisa / Ryland, Naomi / Horch, Silvie (Hg.): *Unlearn Patriarchy*, 2022, 123–124
 2 Leitner, Sigrid: *Varieties of familialism: The caring function of the family in comparative perspective*, in: *European Societies* 5 (4/2003), 353–375
 3 Collins, Patricia Hill: *It's All In the Family: Intersections of Gender, Race, and Nation*, in: *Hypatia*, 13 (3/1998), 62–82
 4 Kern, Leslie: *Feminist City*, Toronto 2019
 5 Precarias a la Deriva: *Globalisierte Sorge*, in: Bärtsch, Tobias et al. (Hg.): *Ökologien der Sorge*, 2017, S. 25–96

6 Sue Francis: *Housing the family*, in: *Matrix* (Hg.): *Making Space. Women and the man-made environment*, London 1984
 7 Lewis, Sophie: *Die Familie abschaffen: Wie wir Care-Arbeit und Verwandtschaft neu erfinden*, 2023
 8 Kern, Leslie: *Feminist City*, Toronto 2019

9 Kern, Leslie: *Feminist City*, Toronto 2019
 10 Sue Francis: *Housing the family*, in: *Matrix* (Hg.): *Making Space. Women and the man-made environment*, London 1984

11 Lewis, Sophie: *Die Familie abschaffen: Wie wir Care-Arbeit und Verwandtschaft neu erfinden*, 2023



„Dieser Betrieb hat sich selbst erfunden.“

Der deutschsprachige Literaturbetrieb hat nicht nur mit sinkenden Verkaufszahlen zu kämpfen. Es stellt sich auch die Frage, wie lange Autor:innen unter den momentanen Lohnbedingungen weitermachen können und wollen.

„Ich habe in sechs Literaturzeitschriften veröffentlicht und wurde noch nie dafür bezahlt.“

„Für literarische Publikationen in Zeitschriften habe ich selten Geld bekommen.“

„Ich musste für meine erste Publikation mein eigenes Cover zahlen. Bekommen habe ich nichts.“

Um ein Gefühl für die aktuelle Grundstimmung in der Literaturszene zu bekommen, habe ich mich bei jungen Autor:innen umgehört. Alle beschreiben dieselbe Situation: Schriftsteller:innen bekommen sehr geringe Honorare oder müssen in die eigene Tasche greifen, um Publikationen zu finanzieren. Der gängige Weg, sich als Autor:in zu etablieren und einen Buchvertrag zu bekommen, sind Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Auftritte auf Lesebühnen. Zeitschriften allerdings bezahlen üblicherweise nichts für die publizierten Texte und die Veranstalter:innen von Lesebühnen arbeiten meist selbst unbezahlt. Es ist ein Weg der Selbstausbeutung und Prekarität.

Ironischerweise war die Gründung von Literaturzeitschriften, Lesebühnen und Literaturpreisen in den 1970er und 1980er Jahren eine Kampfansage gegen die Ausbeutung von Autor:innen. In den 60er Jahren existierte der Beruf des:der Autor:in in Österreich eigentlich nicht – viele österreichische Autor:innen haben sich damals eine Karriere in Deutschland aufgebaut oder hatten nebenher eine fixe Anstellung, meist als Beamt:innen. Seit den 70er Jahren gibt es auch in Österreich selbstständige Autor:innen.¹ Diese haben

damals begonnen, den sogenannten *Literaturbetrieb* zu etablieren und sich untereinander zu vernetzen, um dem neoliberal orientierten Buchmarkt eine selbstbestimmte Autor:innenschaft entgegenzusetzen. „Literaturmagazine, Jahrbücher, Lesereihen und Literaturpreise stellten Orte dar, in denen nicht ausschließlich die Marktdominanz alles bestimmt, sondern in denen es um Vernetzung und die Eröffnung eines diskursiven Raums geht. Dieser Betrieb hat sich selbst erfunden.“², sagt Gerhard Ruiss. Er wurde 1979 Vorstandsmitglied der IG Autorinnen Autoren und ist seit 1982 deren Geschäftsführer.

Mittlerweile sind die Preisgelder von Literaturwettbewerben eine (überlebens)wichtige Einnahmequelle für Autor:innen. Das ist ein Problem, denn es werden Texte in Konkurrenz zueinander gestellt, die eigentlich gar nicht miteinander vergleichbar sind. Die Autorin Berit Glanz argumentiert: So wie der Buchmarkt gerade funktioniert, würden Autor:innen in der Hoffnung schreiben, einen Preis zu bekommen – weil die Vorschüsse der Verlage so gering seien, dass Preise die einzige Möglichkeit darstellen, weiter Bücher zu publizieren. Literaturpreise würden Autor:innen in einen Wettlauf zwingen und seien deshalb entwürdigend.³ „Man hat prekär arbeitende Menschen, von denen die allerwenigsten über ihre Buchverkäufe leben können, und stellt diese gegeneinander und sagt: *Einer von euch bekommt die Chance, weiterzuschreiben*. Und die anderen müssen dasitzen und klatschen – das ist doch nicht in Ordnung!“⁴

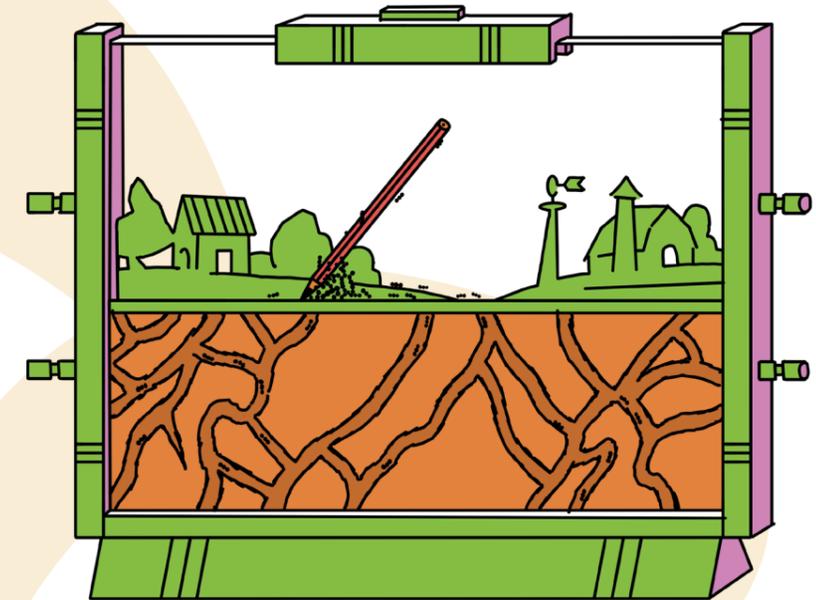
Die Vermarktungslogik hat sich über die Jahre auch in jene

Räume geschlichen, die ursprünglich ein Gegenmodell zum Buchmarkt darstellen sollten. Soziale Netzwerke werden zum Karrierenetzwerk, Literaturzeitschriften werden zu Scouting-Plattformen für neue Nachwuchstalente, Literaturwettbewerbe werden zum Medienevent mit hohen Einschaltquoten. Eine ganze Generation junger Autor:innen ist mit den Mechanismen eines Betriebs konfrontiert, der sich entwickelt hat, um gegen die neoliberale Marktlogik zu kämpfen. Doch durch die Zuspitzung kapitalistischer Verhältnisse hat sich dieser Betrieb gegen jene gerichtet, die eigentlich davon profitieren sollten.

Über das Schreiben als Nullsummenspiel

Wer sich für den Beruf als Schriftsteller:in entscheidet, entscheidet sich oftmals für einen 1€-Stundenlohn, so rechnet es die Autorin Magdalena Schrefel in ihrer Erzählung „Preisrede“⁵ vor. Die Honorare für Autor:innen richten sich in den meisten Fällen nach den Verkaufszahlen und nicht nach der für das Buchprojekt aufgewendeten Arbeitszeit. Es gibt keine gesicherten Zahlen, aber die meisten bekommen zwischen 2500 und 5000 Euro für ihr Romandebüt – je nach Vorschuss, Verlag und Verkaufszahlen. Oft sind das aber die Bruttobeträge. Im Bereich der sogenannten Hochliteratur ist ein Buch, das sich 5000 mal verkauft, schon ein großer Erfolg. Auf der Longlist des Deutschen Buchpreises befinden sich einige Bücher, die sich unter 1500 mal verkauft haben. Noch dazu lässt sich ein Verlust von Buchverkäufen in der Belletristik feststellen.⁶ Angesichts dieser Entwicklungen ist das Schreiben für viele am Ende ein Nullsummenspiel.

„Wir sind eigentlich von der Gesellschaft nicht vorgesehen.“⁷, sagt Gerhard Ruiss. Autor:in zu sein bedeute, unter permanentem Beweisdruck zu stehen, interessant und talentiert genug zu sein. Es könne beispielsweise passieren, dass man als Autor:in eine erfolgreiche Karriere hat und trotzdem vor dem finanziellen Ruin steht, weil das letzte Buch kein Erfolg war. Dieses Phänomen hat sich in den letzten Jahren zugespitzt, weil immer weniger Zeit bleibt, um neue Bücher zu schreiben: Die Verlage und der Buchmarkt fordern immer schneller neue Bücher und neue Erfolge. Zudem nutzen die Profiteure neuer Verwendungsarten von Literatur (Google Books usw.) häufig Gesetzeslücken aus. Das Urheberrecht hinkt in dieser Angelegenheit immer den neuesten Entwicklungen zum Nachteil der Autor:innen hinterher. „Da ist was ins Rasen gekommen und wir sind alle enorm unter Druck geraten. Das war nicht immer so. Ich glaube, dass der Markt immer stärker in den Literaturbetrieb hineinwirkt.“⁸



Trotz aller besorgniserregender Entwicklungen hat sich die rechtliche Situation für Schriftsteller:innen über die Jahre deutlich verbessert – beispielsweise steht ihnen die IG Autorinnen Autoren als Verhandlungsdelegation zur Seite. Das österreichische Literaturförderwesen ist nach zahlreichen Verhandlungen und jahrelanger Überzeugungsarbeit mittlerweile sehr gut entwickelt. Ohne Stipendien kann man sich schwer im Literaturgeschehen etablieren. Mit Stipendien ist es auch noch schwer genug, aber die Spielräume werden größer. Doch grundsicherungsähnliche Stipendien für Autor:innen können auch Fallen mit sich bringen, wie etwa der Wegfall von Honoraren mit dem Argument, dass das Überleben der Autor:innen ohnehin gesichert und deshalb eine faire Bezahlung nicht mehr notwendig sei. „In Österreich will man lieber Förderungslösungen haben, statt einheitlicher Sozial- und Steuergesetze, Urheberrechte und allem, was mich als Autor in die Lage versetzt, einen Anspruch erheben zu können.“⁹, sagt Ruiss. Es gibt momentan keine verhandelbaren Verträge, was Autor:innen nur die Wahl lässt, die Bedingungen der Arbeitgeber:innen anzunehmen oder den Job nicht zu machen. Laut Ruiss sei das derzeit wichtigste Ziel, tariffähig zu werden, also eine repräsentative Berufsvertretung für den Berufsstand Autor/Autorin zu werden, um Vertragsverhandlungen führen und Mindestlöhne erstreiten zu können.

Es bleibt uns nur die Organisierung in gewerkschaftlichen Strukturen. Denn Individualisierung führt dazu, in die Falle der Bringschuld zu tappen, und aus der Vereinzelung heraus können wir keine selbstbewussten Forderungen stellen. Wenn sich dieser Betrieb selbst erfunden hat, können und müssen wir auch eine Literaturgewerkschaft erfinden.

Leonie Pürmayr

1 Furchtbar literarisches Radio: Beunruhigende Gedanken. Radio Orange: 24.01.2023.

2 Furchtbar literarisches Radio: Beunruhigende Gedanken. Radio Orange: 24.01.2023.

3 Lakonisch Elegant: Lakonisch Elegant trifft 54books – Buchmesse: Braucht noch wer einen Preis? Deutschlandfunk Kultur: 28.04.2023.

4 Lakonisch Elegant: Lakonisch Elegant trifft 54books – Buchmesse: Braucht noch wer einen Preis? Deutschlandfunk Kultur: 28.04.2023.

5 Schrefel, Magdalena: Brauchbare Menschen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2022.

6 Lakonisch Elegant: Lakonisch Elegant trifft 54books – Hochliteratur vor dem Fall? Deutschlandfunk Kultur: 19.10.2023.

7 Furchtbar literarisches Radio: Beunruhigende Gedanken. Radio Orange: 24.01.2023.

8 Furchtbar literarisches Radio: Beunruhigende Gedanken. Radio Orange: 24.01.2023.

9 Furchtbar literarisches Radio: Beunruhigende Gedanken. Radio Orange: 24.01.2023.

Kreativität und künstlerische Innovation brauchen Raum, nicht Wettbewerb

Scheitern muss sich wieder lohnen

In einer Welt, in der künstlerische Aktivität im Würgegriff des Kapitals steht, kann es keine künstlerische Innovation geben. Es braucht also Raum, um zu spielen und zu scheitern.

Es gibt Leute, die einen Text auf einen Sitz schreiben können und das passt dann auch direkt so. Der Legende nach hat Jack Kerouac *On the Road* auf einem endlosen Blatt Papier geschrieben, als er durchzechte Nächte lang an seiner Schreibmaschine saß. Wie viel Wahrheitsgehalt da drin steckt, ist zwar fraglich, aber passt schon. Egal, was hier wahr ist oder nicht, was vor allem von Relevanz ist, ist, dass so ein Schaffensprozess, wenn überhaupt, nur unter gewissen Bedingungen stattfinden kann. Einerseits bedarf eine solche Arbeitsweise immens viel Übung, da in so einem Fall unfassbar viel Selbstsicherheit gebraucht wird. Andererseits kann so eine künstlerische Arbeit nur von einem Menschen kommen, der schon einen gewissen Bekanntheitsgrad hat. Niemand will hören, was dein Nachbar Stefan auf einem Trip gestern Nacht manisch zu Papier gebracht hat. Wenn es aber von einem betrunkenen Leonard Cohen stammt, schaut alles wieder anders aus.

Hier stellt sich dann natürlich die Frage, wie es zu dieser Diskrepanz kommen kann. Die esoterische Antwort ist: Talent. Doch selbst, wenn Talent kein unerheblicher Faktor ist, wäre der Glaube an Talent als einzige Antwort so verkürzt wie eine Einmalzahlung als Inflationsausgleich. Die längere, komplexere und unzufriedenstellendere Antwort ist: Raum. Raum, um zu spielen. Raum, um zu probieren und um zu versagen. Wirkliche Kreativität und künstlerische Innovation kann nur in einem Raum entstehen, in dem kein Zwang zum Erfolg besteht. Vor allem, wenn dieser Zwang existen-

ziell ist. Und darin steckt auch die Essenz der Inkompatibilität von Kunst und Kapitalismus, denn sobald der Zwang besteht, von einem Kunstwerk finanziell profitieren zu müssen, um Miete oder Essen zu bezahlen, schrumpft die Bereitschaft zum Wagnis auf ein Minimum oder löst sich gänzlich in Luft auf. Zwar bedeutet das nicht, dass damit sämtliche künstlerische Aktivität verschwindet, aber wenn die Sicherheit fehlt, die gebraucht wird, um innovativ arbeiten zu können, ist es verständlich, warum sich so viele auf Bewährtes verlassen.

Um also Innovation zu fördern und einem ewigen Verharren im Altbewährten entgegenzutreten, braucht es Strukturen, die eine gewisse Sicherheit im Schaffensprozess bieten können. Niemand will sich zu weit aus dem Fenster lehnen, wenn kein Netz darunter gespannt ist. Es ist natürlich zu vermeiden, von dem Netz Gebrauch machen zu müssen. Doch die wahre Innovation ist meist so weit weg vom Fenster, dass sie eigentlich nur durch Risiko zu erreichen ist. Solange kein Sicherheitsnetz existiert, werden die wenigsten danach greifen. Die, die es doch tun, machen es häufig nur, weil sie es sich leisten konnten, ein eigenes Netz aufzuspannen oder eines vom Papa gespannt bekamen.

Dieses Netz zu spannen und Raum zu schaffen, ist daher grundsätzlich eine Klassenfrage. Einerseits geht es darum, dass es für alle Menschen möglich sein muss, sich künstlerisch zu betätigen, aber gleichzeitig geht es auch darum, sich als Gesellschaft weg von den neoliberalen Gedanken zu bewegen, die vorschreiben, dass alles einen (finanziellen)

Mehrwert haben muss. Denn erst der Mehrwert-Gedanke sorgt dafür, dass sämtliche künstlerische Aktivität

unter der Vorherrschaft des Kapitals steht. Es gibt Dinge, die einfach Spaß machen und die müssen auch existieren dürfen. Wenn dabei Mehrwert entsteht, ist das ein Bonus. Aber dass alles Geschaffene verwertbar sein muss, zerstört den Mut, etwas neues auszuprobieren und schreckt Menschen ab, die vielleicht etwas Neues zu erzählen hätten. Es geht nicht um Förderungen, damit alle sorgenfrei teuren Rotwein entkorken können, anstatt zu arbeiten. Es geht darum, die Hemmschwelle, sich künstlerisch zu betätigen, so weit zu senken, dass es kein Luxus mehr ist, den sich wenige leisten können und andere nicht.

Das Perfide an dieser Hemmschwelle ist vor allem, dass sie auf mehreren Ebenen gleichzeitig arbeitet, die in vielen Fällen schon im Vorhinein zu greifen beginnen. Die erste Ebene beeinflusst beispielsweise nicht nur die Person, die sich künstlerisch betätigen will, sondern sie beeinflusst auch die gesamte Gesellschaft — breitet sich aus, wie ein umgestoßenes Glas Rotwein auf einer weißen Tischdecke. Dadurch dass der Kapitalismus und das neoliberale Denken sich so in den Köpfen vieler Menschen verankert hat, entsteht eine Abneigung gegen sämtliches vermeintlich Prekäres, bevor der Gedanke sich künstlerisch zu betätigen überhaupt entstehen kann. So kam es zu Bezeichnungen wie dem ‚Orchideenstudium‘, dem Satz „Lern doch was gscheits“, oder überhaupt dem Begriff der ‚brotlosen Kunst‘. Das Resultat ist hierbei aber nicht nur, dass vielen Menschen im Vorhinein durch gesellschaftlichen Druck, der aus einer Profitlogik entsteht, die künstlerische Ausbildung verwehrt wird, sondern sogar, dass Kunst an sich zu einer Beschäftigung wird, die sich nur einige wenige leisten können.

Selbst wenn diese gedanklichen Barrieren überwunden werden können, stellt sich die nächste Hürde vor



angehenden Kunstschaffenden auf. Wie viele Menschen können es sich denn leisten, jahrelang ohne Bezahlung an ih-

ren Fertigkeiten zu feilen, bis der Punkt erreicht wird, an dem dann wirklich ein Lebensunterhalt damit zu stemmen ist? Dieser Punkt wird zusätzlich noch durch die Romantisierung des Bildes von Kunstschaffenden, die nach etlichen Jahren in Armut ihren Durchbruch schaffen, verschlimmert. Dieses Bild dient nur dazu die Existenz dieser Hürden zu rechtfertigen, ohne in Frage stellen zu müssen, wieso sie überhaupt da sind. Der Kapitalismus verwehrt also dem Großteil der Gesellschaft nicht nur den Raum, um sich auszuprobieren, sondern geht sogar noch einen Schritt weiter und feiert dies als einen Erfolg, da so der Glaube entsteht, dass dieser Raum individualistisch erkämpft werden muss. Genauso entsteht Monotonie, ein Verharren in bewährten Mustern und ein völlig unangebrachter Wettbewerbsgedanke. Denn Innovation entsteht nicht durch Wettbewerb, sondern durch den Freiraum sich auszuprobieren und scheitern zu dürfen.

Innerhalb einzelner Communities werden schon Sicherheitsnetze gespannt, um Leuten den Raum geben zu können, den es braucht, um Kunst machen zu können. Es würde daher zum Teil schon ausreichen, existierende Strukturen zu unterstützen und auszuweiten. Jedoch ist es von fundamentaler Wichtigkeit, diese Unterstützung nicht abhängig von irgendwelchen erdachten Kriterien zu machen. Um eine bessere Welt zu schaffen, müssen wir uns zuerst eine bessere Welt vorstellen können. Eine befreite Gesellschaft kann daher nicht ohne Kunst existieren, also ist es bitter notwendig, Strukturen zu schaffen die ALLEN Menschen die Möglichkeit geben, Kunst zu machen. Ob diese nun einen finanziellen Mehrwert hat oder nicht, einen gesellschaftlichen wird sie auf jeden Fall haben.

Christopher Hüttnansberger



Stumme Antwort

Du siehst mich an, als wäre ich nicht hier. Dein Blick gleitet durch mich hindurch und vorbei am tosenden Tornado in meinem Kopf.

In deinem Kopf sind die heißen schwarzen Spuren auf meinen Wangen Zeichen unbändiger Lust und Leidenschaft. Trotzdem vergewisserst du dich: „Alles gut?“ – „Ja“, versichere ich dir und ertappe mich bei der stillen Frage, ob ich dabei meinen oder deinen Erwartungen entsprechen möchte. Ob ich wirklich so gut lügen kann oder ob du die Wahrheit nicht wissen willst. Aber wie kannst du die Wahrheit kennen, wenn ich selbst erst überlegen muss, was sie ist? Zu lange denke ich über den für dich unsichtbaren Spielraum meiner Antwort nach, längst ist der flüchtige Moment vorbei, in dem mein Wohlergehen von Interesse war.

Taten sagen mehr als Worte, du machst weiter – bis du mich erneut fragst, habe ich Zeitgefühl und Willen verloren; mein Geist und mein Körper sind taub. Später wirst du wissen wollen, ob es mir gefallen hat. Obwohl ein Teil von mir mich selbst dafür hasst, dich anzulügen, werde ich es wieder tun. Genau wie ich mir selbst mein Vergnügen einreden werde, wenn ich diese Situation wieder und wieder in meinem Kopf abspiele. Es gibt kein Zurück mehr, denn ja zu sagen ist so einfach wie eine überstürzte Verlobung und nein zu sagen so kompliziert wie die darauffolgende Scheidung.

Ich will so sein wie sie, denn du magst das. Sie verbiegt sich, um dir zu gefallen, während sie sich vor der Kamera bewegt. Ihr kommt nie ein ‚nein‘ über die Lippen. Irritiert frage ich mich, wie ich gleichzeitig diesem Bild entsprechen und auf deine Fragen keine Worte der Zustimmung hauchen kann.

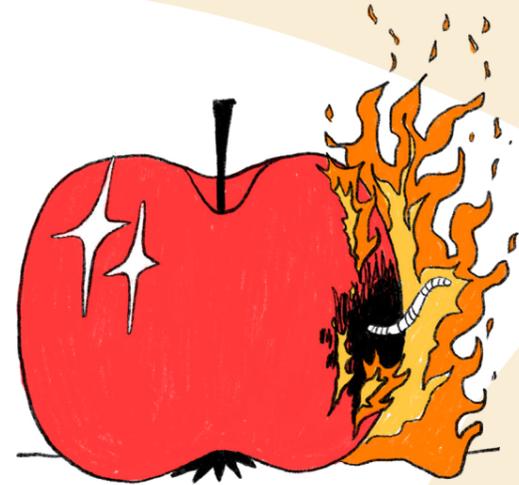
Ich sehe ihr perfektes Gesicht vor mir und ahme dessen Ausdruck nach, wenn du den gierigen Blick von meinem Körper zurück auf meinen Mund richtest, während ich in schweißgetränkten Bettlaken und Scham versinke.

Wie in einem wiederkehrenden Albtraum bringe ich mich immer wieder in diese Lage. Zu oft hat ein einzelnes Wort als Antwort nicht gereicht. Zu unmöglich wäre es, erklären zu müssen, warum ich nach dieser Darbietung plötzlich nicht will. Es ist für alle einfacher, wenn ich es nicht darauf ankommen lasse – also lasse ich es. Lieber lasse ich dich im Glauben, der Beste zu sein. Sage ich ja, trifft niemanden eine Schuld. Sage ich ja, bin ich kein Opfer. Denn das bin ich nicht, oder?

Doch bin ich kein Lamm, macht mich das zur Löwin? Werden mich später die blutunterlaufenen Augen meines Spiegelbildes verurteilen? Laut und anklagend werden sie mir zeigen, was für eine Heuchlerin ich bin – dieselben Augen, die versuchen, deiner Fantasie gerecht zu werden und dir gleichzeitig so leise wie möglich etwas zu signalisieren.

„Sie will das“, denkst du in ein paar Wochen, wenn du den starren Ausdruck in einem anderen Gesicht wieder siehst. Dein Blick gleitet durch sie hindurch und vorbei am tosenden Tornado in ihrem Kopf. Es ist schwer für sie, den Mund zu öffnen, wenn du ihn für dich beanspruchst.

Selma Öрге



rich men's world

We all were quiet for a long time,
we decided to not speak our mind,
'cause they tell us it's too dangerous,
too dangerous to stand up,
stand up to them,
because they have the power in hand,
there's so much anger in my chest
so much when I hear these stories
stories from other girls,
similar experience,
with no justice in the end,
with no believing the girls,
believing what happened to them,
but believing the men

Don't you have to puke,
when you listen closely and count
similar experience, from everyone
for you it's a discussion like
we discuss opinions on a movie
but for me, it's my reality,
still the discussion finds infinity,

There's a story some time ago,
I try to forget it every day,
maybe it doesn't show,
maybe I shouldn't say,
say these words in my head,
sometimes I make a silent scream,
hopefully one day my memories fade,
hopefully one day we are seen

Because we are not your villain
we are people with a backstory,
people which are used to silence,
nobody wants to hear our stories,
nobody wants to see their heroes
while doing violence, like we did
us victims turn quiet,
because it was "not that bad",
at least that's what everyone says,
maybe we made it up in our head,
isn't this what we all tell ourselves
and what you just said to me,
while my eyes get wet,
maybe I'll have a panic attack,
'cause what you just said
reminds me of repressed days

It's a rich man's world,
they play with our stories,
tell us our stories are not worth it,
they wanna keep the rich man's world alive,
they tell us,
we don't even have to try,
don't try to fight,
fight for justice and our rights,
'cause it's a rich man's world
in which we try to survive

Lou Paulsen

Die Feste feiern wie sie fallen

Der Logik des Kapitals gemäß müssen Menschen und Dinge rastlos – in Warenform – auf dem Markt ihren Wert unter Beweis stellen. Was bedeutet dies für den städtischen Raum und seine Bewohner:innen? Und viel wichtiger: gibt es Auswege?

Der städtische Raum als Verdichtung sozialer, kultureller, politischer und nicht zuletzt ökonomischer Strukturen steht zusehends prekärer da, als dies noch im 20. Jahrhundert der Fall war. Im Zuge des fortschreitend sich manifestierenden Verwertungszwangs, welcher sich fortwährend einst wertfreie Bereiche des Lebens einverleibt, treten die gesellschaftlichen Verhältnisse dem Individuum als ein manifester, verhängnisvoller Zwangszusammenhang gegenüber. Der Warenlogik sich entziehende Formen des individuellen wie kollektiven Lebens rücken in so ungreifbare Ferne, dass sie schlichtweg als idealistische Flausen abgetan werden. Die Entwicklung des städtischen Raumes zeichnet sich also durch eine eigendynamisch fortschreitende Kommodifikation aus – welche zumeist unter dem Begriff der ‚Gentrifizierung‘ beschrieben wird – wodurch sozio-kulturelle Potentiale im Zuge sogenannter ‚Aufwertung‘ verloren gehen.

Um sich diesem Prozess zu nähern, wirkt ein Blick in das 1968 von Henry Lefebvre vorgelegte Werk *Das Recht auf Stadt*¹ sinnvoll, in welchem der französische Marxist das Konzept der Entfremdung auf den städtischen Raum anwendet. Entfremdung heißt hier, wie dies Marx definierte:

„Der Gegenstand, den die Arbeit produziert [sic!], ihr Produkt, tritt ihr als ein fremdes Wesen, als eine von dem Produzenten unabhängige Macht gegenüber.“²

Lefebvre begreift vor diesem Hintergrund städtischen Raum zunächst als das konkrete Produkt menschlicher Tä-

tigkeit, das im Laufe der Geschichte geschaffen wurde. Somit steht ein Raum in einem Verweisungsverhältnis zu anderen Räumen und den Menschen, welche in ihm Leben, ihn nutzen und ihn formend hervorbringen, ja ihn beleben – so stehen zum Beispiel die Wohnviertel in einem Verhältnis mit den Industrievierteln. Als konkreter Raum ist der Raum zugleich Voraussetzung sowie Resultat menschlicher Praxis und somit sozial konstituiert und insofern dynamisch, referentiell sowie vermittelt, er steht somit nie für sich alleine. Der globale Siegeszug der kapitalistischen Marktlogik, welche alles auf ihrem Wege – Mensch, Ding oder eben in diesem Fall Raum – in ihren Bann reißt, etabliert den Zwang, Waren zu veräußern und zu kaufen – ein Vergesellschaftungsmodus, der substanziell auf eine Institution angewiesen ist, welche die Rahmenbedingungen für den reibungslosen Ablauf des kapitalistischen Betriebes schafft: der bürgerliche Rechtsstaat. Ohne die Marx'sche Analyse an dieser Stelle rekonstruieren zu können, ist der Warenform eigen, dass sie von dem konkreten stofflichen Inhalt des warenförmigen Gegenstandes abstrahiert und den abstrakt-rationalen Tauschwert der Ware in den Vordergrund stellt. Über eben diese Abstraktion vom qualitativen Inhalt ist, so die Analyse Lefebvres, auch der öffentliche, städtische Raum nicht erhaben.

So wird dieser durch und durch nach Logiken der Nützlichkeit und Verwertbarkeit strukturiert, rechtlich kodiert und der Zugang zum Raum bzw. die Nutzung des Raumes an eine Reihe abstrakter Bedingungen geknüpft – unter anderem an die Kaufkraft oder die Zugehörigkeit zu gesellschaftlichen

Strukturkategorien wie ethnischer Abstammung, Klasse oder Geschlechtlichkeit. So modellieren die Logik des Privateigentums beziehungsweise deren rechtliche Kodifizierung und die Verwertung den abstrakten Raum, nehmen dem konkreten Raum seine Pluralität und verdinglichen ihn, wodurch Exklusion bedingt wird – der städtische Raum tritt dem Menschen als fremd gegenüber, obwohl er von Menschen geschaffen wurde und durch diese belebt wird.

Doch wo stecken nun potentiell subversive Hebelpunkte?

Gegen die abstrakt-rationale Zurichtung des Raumes, welche den Menschen die Möglichkeit nimmt, die Stadt zu gestalten und demokratisch den Ort zu beleben, den sie ihr Zuhause nennen, gibt Lefebvre an mancher Stelle den Hinweis auf die emanzipative Kraft einer kollektiven Praxis: das Fest. Was an dieser Stelle hervorzuheben sei, ist das jenem Verständnis des Festes, als sich der Tausch- und Verwertungslogik widersetzende sinnlose Verschwendung von Gütern, hierbei der Zweck der Zwecklosigkeit zukommt. So eröffnet sich hierbei potentiell dem stetig unter dem Joch des Verwertungszwanges stehenden Menschen, der nicht nur die von ihm getätigte Arbeit, die sich um ihn tummelnden Anderen oder den Raum, in dem er sich bewegt, als nicht zu ihm gehörig wahrnimmt, sondern der auch sich selbst als Fremder gegenübersteht, ein Möglichkeitshorizont, ein neues Verhältnis zu Anderen und zu sich selbst zu gewinnen – auch wenn dies vorerst ein momenthaftes sein mag.

Doch wie ist dieser Gedanke politisch zu kultivieren?

Der kollektiven, den Gesetzen des Marktes und der zwanghaften Verwertung von Mensch und Stadt sich entziehenden sinnlich-sozialen Praxis wohnt also ein disruptives Moment inne. Die Schaffung von Räumen, deren Zugang nicht entlang von vom konkreten Individuum abstrahierenden Strukturkategorien organisiert ist, vermag es mithin Momente der unvoreingenommenen Inbezugnahme zu generieren, welchen das Potential innewohnt, Impulse bezüglich der Selbst- und Fremderfahrung zu setzen.

Hat die kapitalistische Maschinerie in der Vergangenheit doch gezeigt, dass ihr Meisterstück die Einverleibung nahezu jedes emanzipativen Akts ist, was nicht zuletzt in der Tatsache zum Tragen kommt, dass ein ‚gutes‘ Ende des Kapitalismus jenseits von Klimakatastrophe und nuklearer Apokalypse schier undenkbar geworden ist, gilt es einen Aspekt des Festgedankens zu betonen, der nicht ohne Weiteres in den kapitalistischen Sog geraten kann: der Moment des Innehaltens, des gemeinschaftlichen Durchatmens, der kollektiven Freude.

Das Fest wird alltagsweltlich als rauschvolle Ekstase, als inbrünstiges Gelage verstanden, das Menschen allwöchentlich die Tücken des Alltags für einen Moment vergessen lässt. Man braucht nicht lange zu suchen, um die Kommodifikation



jenes Bedürfnisses nach Zerstreung und Eskapismus zu finden. Orte, die es vermögen, der bedrängten Kreatur im Zuge einer Festivität Besinnlichkeit, ein Zu-sich-und-anderen-kommen zu eröffnen und so situativ erfahrbar machen, wie ein gesellschaftlicher Zustand verfasst sein könnte, in dem das Individuum nicht seine Verwertbarkeit durch die Manege führen muss, vermögen es erwartungsgemäß eher, sich dem Sog der Verwertung und Integration, wie er der kapitalistischen Gesellschaftsordnung inhärent ist, zu entziehen.

Hier kann auf den berühmten Aphorismus Theodor W. Adornos, ‚Sur l'eau‘, rekuriert werden, in welchem Adorno die moderne, gemäß der Logik des Kapitals geordnete Gesellschaft als *blinde Wut des Machens*³ fasst. Als utopischen Ausblick auf eine Gesellschaft, in der Mensch zu sein mehr Bedeutung zukommt als Fleiß, Tüchtigkeit und Arbeit – eine Überlegung, an welcher sich konkrete politische Praxis orientieren könnte, um besagte Erfahrungshorizonte durch die Aneignung und Gestaltung von Raum zu konstituieren – bringt er folgendes Moment in Anschlag, mit dem dieser Essay enden soll:

Rien faire comme une bête, auf dem Wasser liegen und friedlich in den Himmel schauen, 'sein, sonst nichts, ohne alle weitere Bestimmung und Erfüllung' könnte anstelle von Prozess, Tun, Erfüllen treten und so wahrhaft das Versprechen der dialektischen Logik einlösen, in ihren Ursprung münden. Keiner unter den abstrakten Begriffen kommt der erfüllten Utopie näher als der vom ewigen Frieden.⁴

Moritz Keilholz

¹ Lefebvre, Henry (2016): *Recht auf Stadt*. Edition Nautilus, Hamburg.
² MEW 40, Ökonomisch-Philosophische-Manuskripte (1990): S. 511. Dietz-Verlag, Berlin.

³ Adorno, Theodor W., *Minima Moralia – Reflexionen aus dem beschädigten Leben* (1969): S. 206. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
⁴ ebd.: S. 207

Potenziale und Grenzen des Videospieles

Das Videospiele birgt in sich ein kritisches Potenzial, welches jedoch durch die lähmenden kommerziellen Bedingungen seiner Herstellung ungenutzt brachliegt.

Zwischen 2010 und 2020 ist der Branchenumsatz der Videospieleindustrie von \$78 Milliarden auf \$137 Milliarden gestiegen.¹ Jedoch hat nicht nur ihr Marktwert eine neue Quantität, sondern auch ihr kultureller Wert eine neue Qualität erreicht: das 2020 erschienene Spiel *Through the Darkest of Times*, das Berliner Widerstandsgruppen gegen das Nazi-Regime thematisiert, ist das erste in Deutschland zugelassene Computerspiel, welches verfassungsfeindliche Symbole im Sinne der Kunstfreiheit verwenden darf, also als Kunst anerkannt wird. Generell gibt es einen anwachsenden Diskurs darüber, dem Videospiele den Titel ‚Kunst‘ zuzuschreiben. Ich möchte hier nicht verhandeln, was Kunst ist und ob ein Videospiele als Kunst bezeichnet werden kann. Die Tendenz ist aber, dass eine kunstkritische Auseinandersetzung mit dem Gegenstand ‚Videospiele‘ stattfindet. Das Videospiele wird als Kulturgegenstand ernst genommen.

Das dem Videospiele eigene Wesen ist eine Möglichkeit der Interaktion, die alles Bisherige übersteigt und so die betrachtende Person in ein qualitativ anderes Verhältnis zum Kunstwerk setzt. Ein Potenzial von Kunst liegt darin, das gesellschaftlich Gegebene eines bestimmten historischen Moments in ein neues ästhetisches Verhältnis zu übersetzen. Indem man das Herkömmliche des Status quo in einen ihn übersteigenden ästhetischen Rahmen überträgt, entfaltet sich ein kritisches Moment. Zentral ist jedoch auch die Kritik der Betrachtenden am Kunstwerk und sein Form-Inhalt-Verhältnis, woraus sich weitere Aufgaben für die Kunst ergeben, an denen sie zu arbeiten hat. So bedarf jede Kunstform einer bewussten Interaktion und Auseinandersetzung der Künstler*innen mit ihr, was einer wechselseitigen Konstituierung von Betrachtenden und Kunstwerk gleichkommt.

Allerdings trägt das Videospiele in sich das Potenzial einer Wechselseitigkeit, die weitaus unmittelbarer vonstatten gehen kann. Denn die betrachtende Person ist selbst der Pinsel

und gestaltet mit ihrem Betrachten mit, insofern sie unmittelbarer Teil des Inhalts des Kunstwerkes ist. Sie bemalt ein Bild und ist dabei selbst schon Teil des Motivs, das sich im Selbstpfeineln ansieht, in seinem Verhältnis zu den anderen Motiven, die vor ihm da waren. So spricht das Kunstwerk zur betrachtenden Person, um eine Aktion von ihr zu fordern, die sich dann vor ihren Augen im Rahmen des Bildschirms abzeichnet und Inhalt wie Teile der Ästhetik des Werkes mit entwirft. Durch den technologischen Fortschritt des Videospieles, welcher in den 65 Jahren seiner Geschichte eine Vielfalt hochkomplexer Formen der Interaktion entwickelt hat, ergeben sich große Narrative, enorme virtuelle Welten und tiefgründige Figuren, die das Potenzial haben, die Komplexität unserer Gesellschaft in einen ästhetisch-ludischen Rahmen zu überführen, der fähig ist, ein kritisches Potenzial zu entwickeln. Das eigene Handeln und Denken kann unmittelbar im Abzeichnen dieses Handelns und Denkens in diesem durch das Spiel vorgezeichneten Rahmen reflektiert werden, wenn dieser Rahmen genau diese Art der Reflexivität zulässt und motiviert. Beim Spielen werden Entscheidungen getroffen. Je nach narrativem Rahmen können dies moralische, strategische oder solche von ganz anderer Art sein. Das Spielen enthält immer das Moment der eigenen Willensfreiheit und ihrer gesellschaftlichen Implikationen. Die Folgen meiner Entscheidung werden Teil des Kunstwerkes, also auch Teil des narrativ-ästhetischen Spielrahmens, der mithin meine nächste Entscheidung vorgibt. Innerhalb dieser Kunsterfahrung wird das Moment der Selbsterkenntnis noch unmittelbarer als andernorts. Dies birgt womöglich eine Art kritisches Potenzial, welches dem Videospiele in dieser Form eigentümlich ist.

Um ein solches Verhältnis jedoch herzustellen, bedarf es wohl eines hohen Maßes an technischer Komplexität. Denn erstens ist eine gewisse Entscheidungsfreiheit und Vielfalt

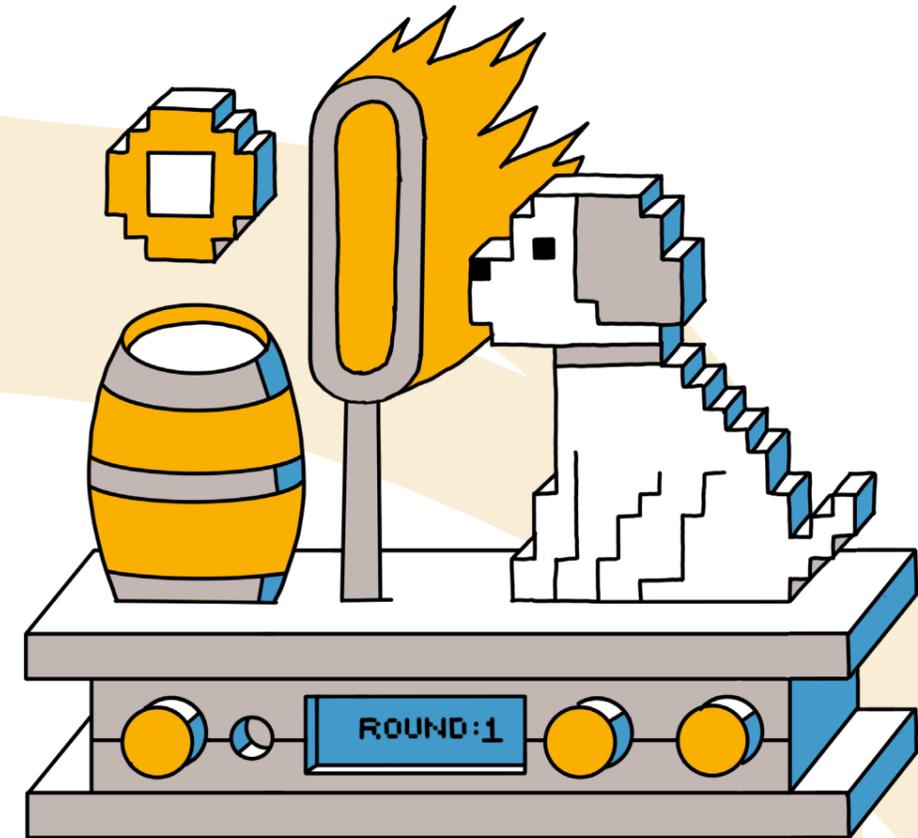


Illustration: Vitas Vogel-Femheim

möglicher Folgen notwendig, um dieses Potenzial der Reflexion von Willensfreiheit als solcher wirklich auszureizen. Und zweitens, erfordert es gleichzeitig ein ästhetisch-narratives Gegengewicht, das die vielfältigen Handlungen des Spielers abbildet und auf sie reagiert, um ein weiteres Geflecht von Handlungsmöglichkeiten zu weben, in dem sich erst solch komplexe Fragen von Gesellschaft widerspiegeln können. Erst sein ästhetischer Anspruch kann der Technizität ihren Ausdruck verleihen. Das Ausreizen und die Vereinigung beider Aspekte beansprucht zweierlei: eine große Menge Arbeitskraft und eine hochgradig fragmentierte Arbeitsteilung, um die Zusammensetzung vielseitigster Elemente zu leisten: Code, Gameplaymechanik, Leveldesign, Animation, Narration und vieles, vieles mehr. Damit sich ein solches Herstellungsunternehmen auszahlt, muss, wie so oft, großer kommerzieller Erfolg die Kassen aufwiegen, wonach sich dann auch Inhalt und Form des Spiels zu richten haben. So entsteht nur ein ständiges Wiederholen bekannter Spielmuster, die in erster Linie Spaß machen sollen. Ästhetik und Narrativ werden nur als Anhängsel oder zumindest unverwandtes Daneben an programmiert und sind ihrerseits nur eine Reproduktion bekannter Stereotypen. Das Ineinandergreifen von Inhalt und Form oder von Gameplay und Narration bzw. Ästhetik fällt hinten nach. Nicht zu schweigen von Versuchen einer kritischen Innovation des Bestehenden. Hinzu kommt das hohe Maß an notwendiger Arbeitsteilung, die dem Werk schon in der Art der Herstellung nur schwer eine einheitliche Richtung zu geben in der Lage ist, da die Einzelbereiche

dermaßen fragmentiert und distanziert voneinander arbeiten.

So klafft eine tiefe Lücke zwischen den beiden Seiten des Videospieles. Die jeweilige Ausrichtung eines Spiels ragt oft zu weit zu einer Seite hinüber, während die andere vernachlässigt in der Leere hängt. Spieletitel mit ästhetisch-narrativem Anspruch sind oft spielbare Filme, angereichert mit ein paar Entscheidungsmöglichkeiten. Und in Titeln mit ausgefeilter Spielmechanik wird alles andere zur blassen Dekoration. In ersterem wird das dem Medium eigene Wesen nicht ausgereizt. Es versagt seiner eigenen Existenzberechtigung. In zweiterem Fall steht rein das vergnügende Spielen im Vordergrund. Das kritische Moment der Ästhetik, das den Spieler aus der unmittelbaren Handlung entreißt und sie ihm zur Reflexion darbietet, ist nicht gegeben. Die Spielenden sollen ganz im Spielen aufgehen.

Ein Ineinandergreifen der beiden zentralen Momente kommt in der Realität nur selten zustande. Es wird ja überhaupt nicht angestrebt, weder von Herstellenden noch von Konsumierenden. Das Spiel bewegt sich nur selten über seinen massenproduzierten Jahrmarktcharakter hinaus. Lange Jahre erging es dem Film ähnlich. Was ihn von seinen Kinderkrankheiten befreite, war wohl eine bewusste Kritik der dem Medium eigentümlichen Potenziale.

Samuel Helgert

¹ Partin, Will: The 2010s were a banner decade for big money and tech — and esports reaped the rewards: bitly.ws/32JhP (Zugriff: 19.11.2023)

Buchtipps



Iris Murdoch:
Die Souveränität des Guten
Suhrkamp Verlag, 2023 /
148 Seiten / 18,20 EUR

Die irische Schriftstellerin Iris Murdoch ist vor allem für ihre Romane bekannt, aber sie war auch eine bedeutende Philosophin. Ihre Arbeiten in der Moralphilosophie und ihre Neuinterpretation von Aristoteles und Platon fanden in den letzten Jahren zunehmend Anerkennung. Die deutsche Übersetzung ihres

Buchs **The Sovereignty of Good** aus dem Jahr 1970 war längst ausständig. Darin setzt sich Murdoch kritisch mit den vorherrschenden moralphilosophischen Theorien der Nachkriegszeit auseinander und offenbart Unzulänglichkeiten der analytischen Moralphilosophie. Das Buch ist nicht nur für Philosophiestudierende zu empfehlen, sondern für alle, die sich für das Thema interessieren. Murdochs überzeugenden Argumente und ihre fundierte Kritik kommen ohne feste Denksysteme aus. Das ist vor allem erfrischend für Anfänger:innen eines Philosophiestudiums, die sich in der STEOP gerade im Schnelldurchlauf mit vermeintlich abgeschlossenen philosophischen Denkschulen beschäftigen. In Auseinandersetzung mit Wittgenstein, Kant, Sartre, Weil oder Platon argumentiert Murdoch gegen Behaviorismus und Existentialismus, die um 1970 die Moralphilosophie dominierten. Sie zeigt, dass Moral nicht darin besteht, rationale Entscheidungen in einer wertneutralen Welt zu treffen. Vielmehr besteht sie in der Orientierung an der objektiven Idee des Guten, in der selbstlosen Zuwendung und der aufmerksamen Beobachtung der Wirklichkeit mit dem Ziel, ihr gerecht zu werden. Iris Murdoch bezieht sich vor allem auf Simone Weil und nimmt den Begriff der Liebe in ihr philosophisches Denken auf. Dabei verknüpft sie Moral und Ästhetik. Diese philosophischen Impulse haben nichts an Aktualität verloren. In Zeiten zunehmender Polarisierung ermöglicht es uns eine aufmerksame, wohlwollende Betrachtung anderer und eine liebevolle Zugewandtheit, den Blick für neue Perspektiven zu öffnen.

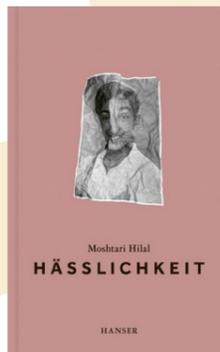


Tijan Sila: Radio Sarajevo
Hanser Berlin, 2023 /
176 Seiten / 22,70 EUR

Tijan Silas neuer Roman ist nun bereits wenige Monate nach seiner Veröffentlichung in der vierten Auflage bei Hanser erschienen. Völlig zurecht. In diesem schmalen Band gelingt dem Autor eine berührende und gleichzeitig unpathetische Erzählung über den Krieg als große Katastrophe, über seine Folgen für die Menschen, die ihn überleben und warum selbst die

Flucht vor ihm sich nicht als Rettung herausstellt. Als im April 1992 der Krieg beginnt, ist Tijan Sila zehn Jahre alt. Während Sarajevo in Flammen steht, streift er mit seinen Freunden und einem kleinen roten Radio durch die bombardierte Stadt und sammelt Dinge, die von Geflohenen und Gestorbenen zurückgeblieben sind, um sie auf dem Schwarzmarkt gegen Essen zu tauschen. Doch die traumatischen Erfahrungen des Krieges hinterlassen bei Kindern und Erwachsenen tiefe Spuren.

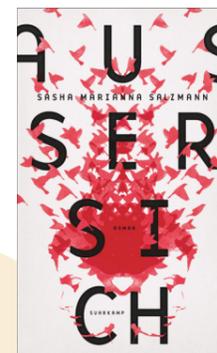
Radio Sarajevo ist ein Buch gegen den Krieg und gegen das Vergessen. Es offenbart die Absurditäten eines Konflikts, in dem letztlich jeder gegen jeden kämpft, Dichter zu Mördern werden und Mörder zu Helden. Tijan Sila: „In Bosnien wird die Generation meiner Eltern die ‚entwurzelte‘ oder ‚ausgerissene‘ genannt. Meine Generation aber hat keinen Spitznamen, wir sind die Vergessenen. Ich schrieb dieses Buch auch, um dem Vergessen etwas entgegenzusetzen.“ Mit einem humorvollen und liebevollen Blick gelingt es dem Autor, Menschlichkeit dorthin zurückzubringen, wo sie zu verschwinden droht.



Moshtari Hilal: Hässlichkeit
Hanser Berlin, 2023 /
224 Seiten / 23,70 EUR

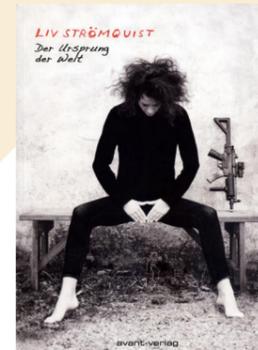
Der Hanser Verlag hat diesen Herbst so viele tolle Bücher herausgebracht, dass ich noch ein weiteres vorstellen möchte. In ihrem Essayband mit dem schlichten Titel **Hässlichkeit** zeigt Moshtari Hilal, warum Schönheitsideale politisch sind und wie Hässlichkeit mit Hass und Entmenschlichung in Verbindung steht. Ausgehend von eigenen Erfahrungen blickt sie in die Weltgeschichte und erzählt von Schönheitsoperationen in Deutschland nach dem ersten Weltkrieg, von Beauty Salons in Kabul als Teil der US-Invasion und der Rezeption von Darwins Evolutionstheorie. Sie fragt sich, woher Ideen der Hässlichkeit kommen und was dicke Körperbehaarung, braune Zähne und große Nasen damit zu tun haben. Dieser Essayband voller eigener Zeichnungen und Bilder ist intim, berührend und lädt dazu ein, über sich selbst unter den im Text skizzierten Vorzeichen nachzudenken. Ironischerweise ist es ein wunderschön gestaltetes Buch.

Nadja Etinski



Sasha Marianna Salzmann:
Außer sich
Suhrkamp Verlag, 2018 /
364 Seiten / 12,40 EUR

Dieser Roman eignet sich perfekt für lange Zugfahrten, denn die Geschichte beginnt mit einer Reise: Ali fährt nach Istanbul, um sich auf die Suche zu begeben. Zuerst scheint klar, dass es um ihren verschwundenen Zwillingenbruder Anton geht, den sie in der Millionenstadt vermutet. Im Laufe der Erzählung wird aber deutlich, dass Ali mehr als nur ihren Bruder finden möchte: Es geht um die Suche nach vielem, etwa Identität, Heimat und Zugehörigkeit. Die Erzählung blickt weit in die Geschichte einer Familie zurück, deren Mitglieder sich über Russland, Ukraine, Türkei und Deutschland zerstreuen und sich immer in Schwellen- und Zwischenräumen befinden, wie etwa jüdisch-russisch, akademisch-proletarisch oder weiblich-männlich. Der Text gibt tiefe Einblicke in die Lebensrealität einer jüdischen Familie, die weder in der Sowjetunion noch in Deutschland vor struktureller Diskriminierung sicher ist. Gleichzeitig deutet der im Zuge der Erzählung sich vollziehende Wandel der Hauptperson Ali auf Möglichkeiten der gesellschaftlichen Veränderung hin.



Liv Strömquist:
Der Ursprung der Welt
Avant Verlag, 2017 /
140 Seiten / 20,90 EUR

Sich länger auf ein Buch zu konzentrieren, kann manchmal anstrengend sein. Eine schöne Abwechslung bieten die Comics von Liv Strömquist. Die schwedische Comiczeichnerin und Autorin setzt sich in ihren Comics mit

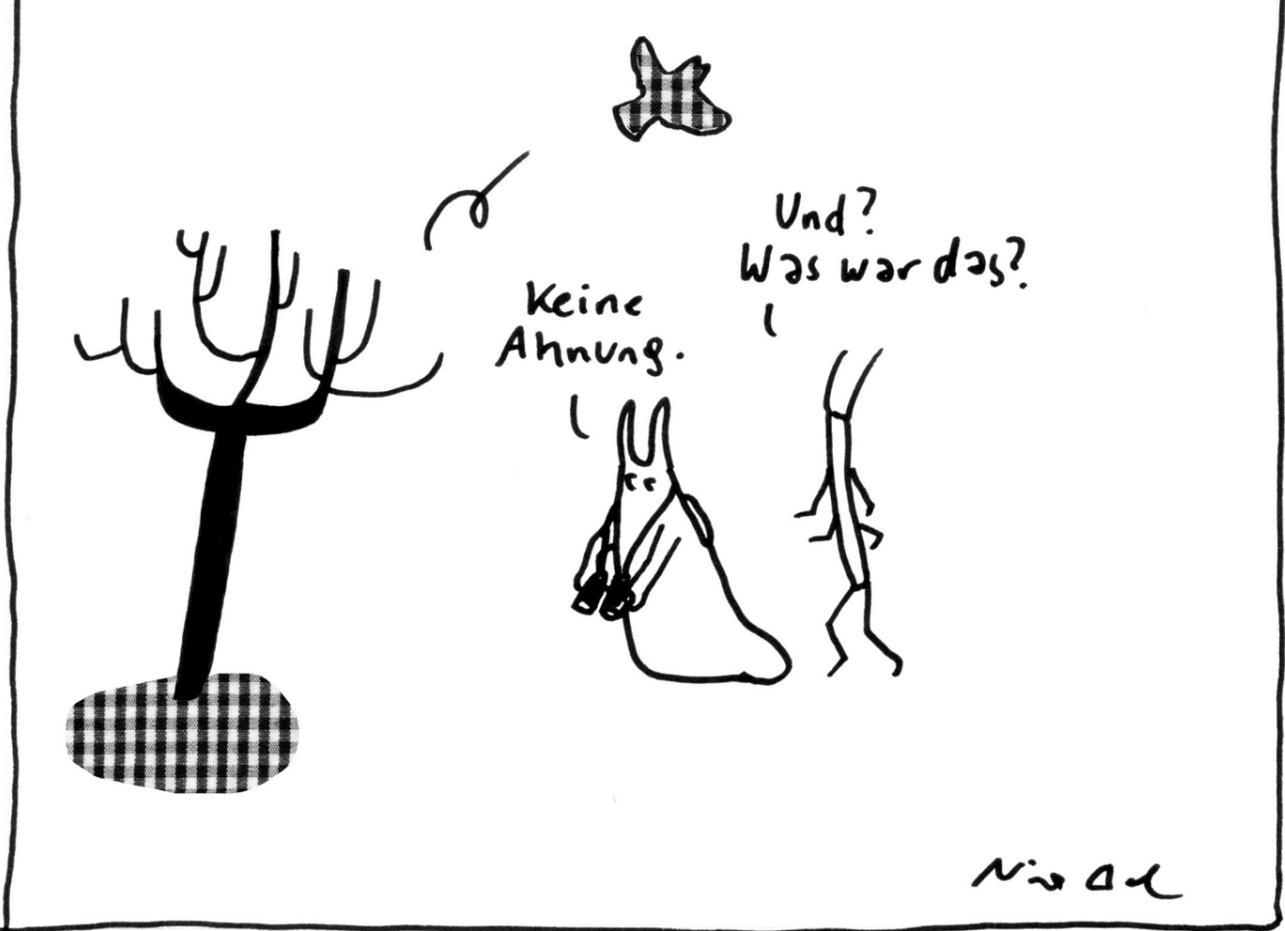
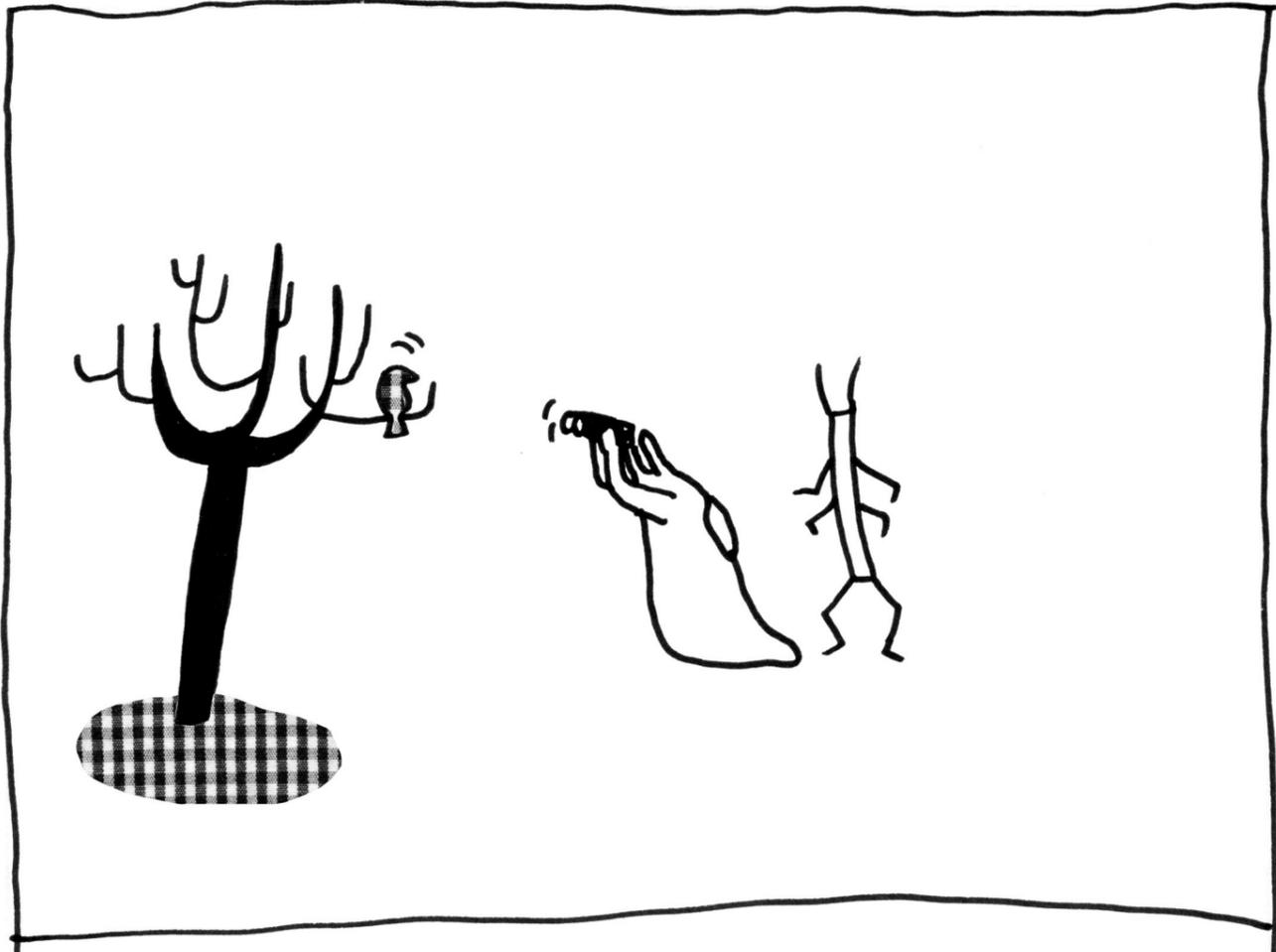
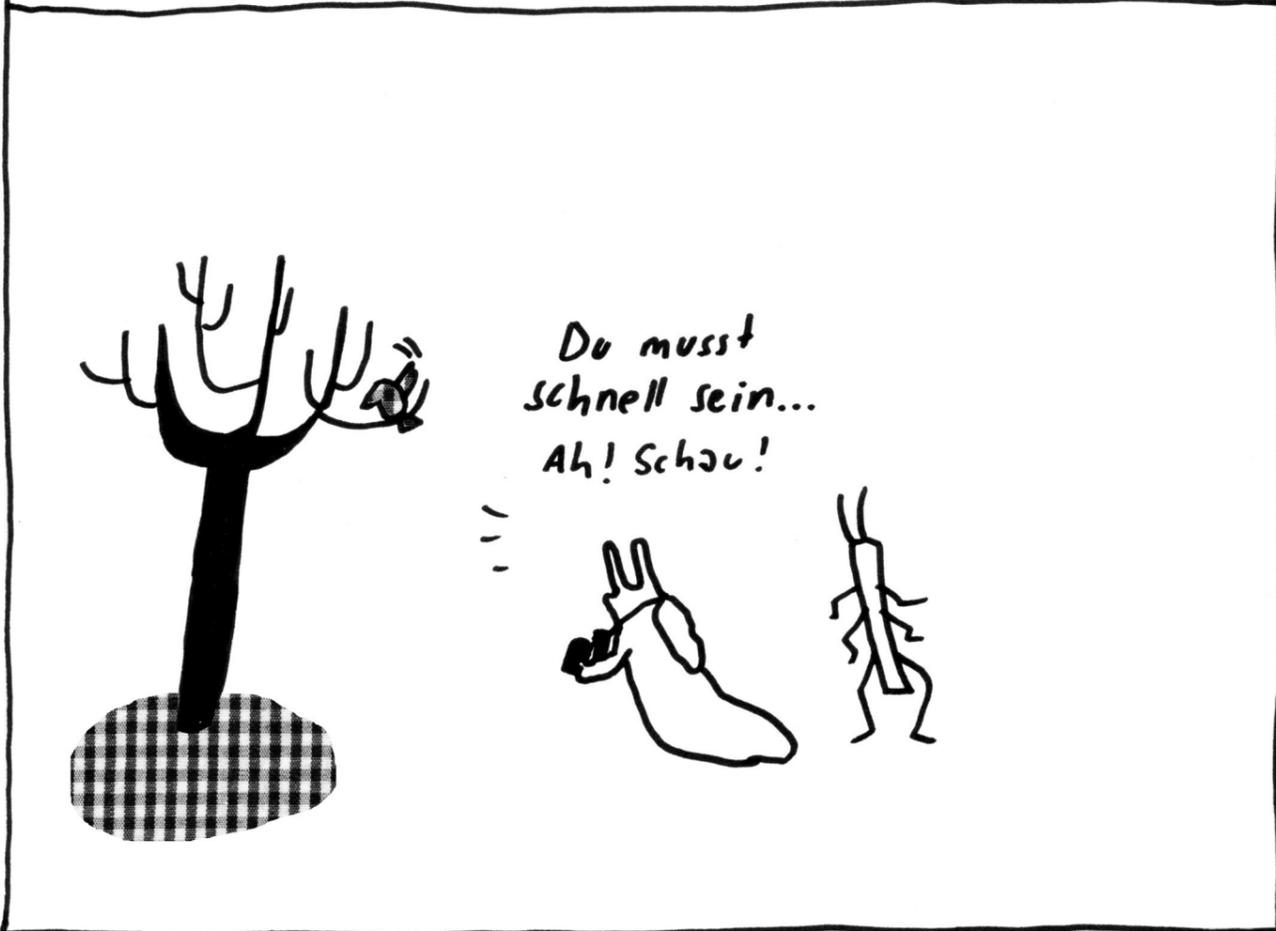
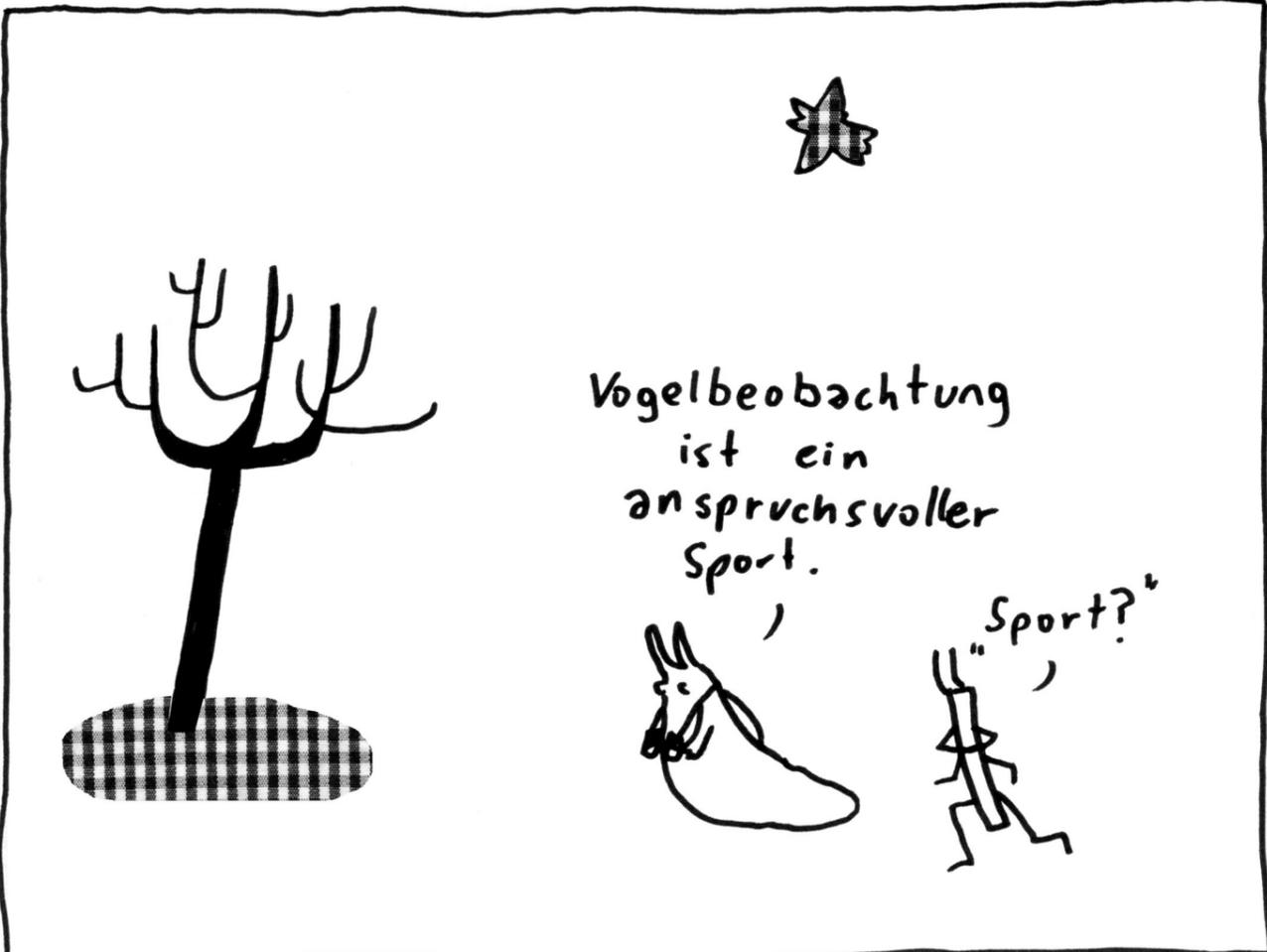
Theorien und popkulturellen Phänomenen zu den Themenfeldern Patriarchat, Emanzipation und Kapitalismus auseinander. In **Der Ursprung der Welt** zeichnet die Autorin die Kulturgeschichte der Vulva nach und verwebt historische Fakten mit aktuellen Debatten. In **Im every woman** räumt Strömquist mit Mythen zum männlichen Genie auf und stellt der männerzentrierten Geschichtsschreibung eine feministische Auslegung entgegen. Das „Imperium der Bilder“, in dem wir seit einigen Jahren durch die immer stärker werdende Präsenz von Social Media leben, thematisiert Liv Strömquist in dem Comic **Im Spiegelsaal**. Sie denkt über die kulturelle Bedeutung von Schönheit nach und stellt sich die Frage, welchem Wandel unser Selbstbild unterworfen ist.



Edouard Louis: Wer hat meinen Vater umgebracht
Fischer Taschenbuch Verlag, 2020 /
80 Seiten / 11,- EUR

Für alle, die keine Zeit oder Ausdauer für mehrere hundert Buchseiten haben, ist **Wer hat meinen Vater umgebracht** eine Alternative. Der französische Schriftsteller Edouard Louis erzählt auf knapp 80 Seiten vom Leben und Tod eines Mannes, der im Unterschichtmilieu einer französischen Kleinstadt lebt. Aus der Perspektive des Sohnes wird nah an den Vater und eine von Armut geprägte Schicht herangezogen. Ohne viel erklären zu müssen, wird das zerstörerische Potenzial von Prekarität und Klassenhass gezeigt. Der Titel ist Programm: Die Erzählperson widmet sich der Frage, wer die gesellschaftlichen Umstände zu verantworten hat, die den Vater gewalttätig, alkoholabhängig, arbeitsunfähig und krank gemacht haben. Die Lektüre macht wütend, aber auch kämpferisch. Um es mit den Worten von Edouard Louis zu sagen: „Literatur muss kämpfen – für all jene, die selbst nicht kämpfen können.“

Leonie Pürmayr



AUSBLICK

Liebe Leser:innen!

Wir hoffen, wir konnten euren Gedanken- Spielraum durch unsere Ausgabe erweitern (und vielleicht auch aufbrechen). Wir suchen immer neue Autor:innen – wenn du eine Idee oder Interesse hast, schreib uns gerne mit den Eckdaten (Thema, Textform, Aufbau, Perspektive, Länge) an zeitgenossin@oeh.univie.ac.at. Zudem freuen wir uns immer über neue Illustrator:innen und Fotograf:innen. Falls du jede Ausgabe erhalten möchtest, schreibe uns gerne eine E-Mail mit Name und Adresse. Um am Laufenden zu bleiben, folge uns am besten auf Social Media oder unserer Webseite. Dort findet ihr auch bald Infos zu unserer neuen Ausgabe im Februar

– also Augen offen halten!

Bis bald

Eure *zeitgenossin*

IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN
Hochschüler_innenschaft an der Universität Wien
Unicampus AAKH, Hof 1, Spitalgasse 2–4, 1090 Wien
Tel. 0043 (0)1 4277 19501

REDAKTION
Nadja Etinski, Leonie Pürmayr, Dennis Greif, Elin Samson, Kristina Dertnig

AUTOR:INNEN DIESER AUSGABE
Elin Samson, Paula Thöner, Niklas Uhl, Jasmin Chalendi, Emilia Ladisich, Max Maydl, Kristina Dertnig, Nadja Etinski, Isabella Ludwig, Yahya Muska, Lucie Wohlfarth, Christopher Hüttnannberger, Selma Öрге, Moritz Keilholz, Samuel Helgert, Eszter Brhlik, Leonie Pürmayr, Lou Paulsen

SATZ & LAYOUT
Rosa Spitzer

LEKTORAT
Amy Wittenberg, Marlene Losch

ILLUSTRATIONEN
Laura Besler, Vitus Vogl-Fernheim

COMIC
Nina Buchner

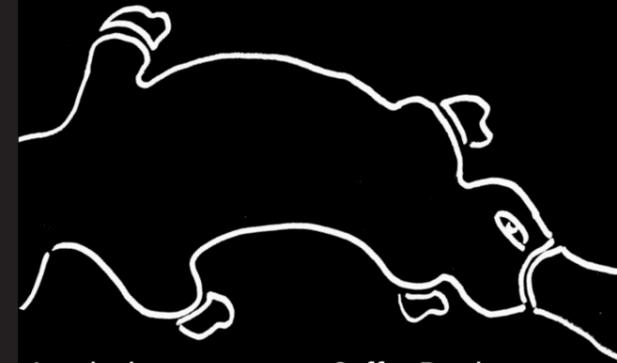
FOTOS
Louise Lotzing

ANZEIGEN
Wirtschaftsreferat ÖH Uni Wien
inserate@oeh.univie.ac.at

DRUCK
Markus Putz Print Agentur

ERSCHEINUNGSDATUM
Dezember 2023

„Die Linke ist tot! Es lebe die Linke!“



Lesekreis
Was ist die „Linke“?
Was ist „Marxismus“?

Coffee Breaks
Raum für informelle
Diskussionen

Wöchentlich
Do 18h30
oder
Mo 18h30

Wöchentlich
Di 13h30
oder
Do 15h30

Details sowie weitere Veranstaltungen unter:

[platypuswien](https://www.instagram.com/platypuswien)

[Platypus Wien](https://www.facebook.com/PlatypusWien)

www.platypus.wien

Platypus Wien

Deserteurs- und Flüchtlingsberatung

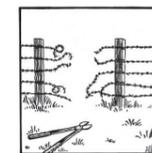
Die Deserteurs- und Flüchtlingsberatung, kurz Dessi, wurde 1992 gegründet. Begonnen hat alles mit der Unterstützung von serbischen und kroatischen Deserteuren. Asylanträge zu stellen, erwies sich als eine Möglichkeit, den Widerstand gegen diesen Krieg zu unterstützen. Heute kommen die Klient*innen aus über 40 Ländern. Sie haben die verschiedensten Fluchtgründe.

Seit 1992 beraten wir asylsuchende und illegalisierte Personen und das...

- unabhängig
- kostenlos
- individuell & umfassend
- selbstorganisiert
- niederschwellig & einzigartig

Mit Deiner Spende leistest Du einen wesentlichen Beitrag zur Unabhängigkeit und zum Fortbestehen der Beratungsstelle. Daueraufträge ermöglichen uns eine bessere Kalkulation unserer Ausgaben:

IBAN: AT63 1400 0010 1081 3332
BIC: BAWAATW



Weitere Informationen:

deserteursberatung.at

www.facebook.com/dessi.fluchtlinjsberatung/

!FLUCHTWEGE FREIHALTEN!

KAMMERL – DER PHILOSOPHIEBLOG

Kammerl ist der Blog für Philosophie, die sich mit alltäglichen Gedanken beschäftigt – ohne den Anspruch, den Himmel der Wahrheit zu erfassen.

Kammerl steht noch ganz am Anfang. Deswegen freuen wir uns über Menschen, die selbst Artikel schreiben möchten oder Lust haben bei der Gestaltung der Seite zu unterstützen. Bei Interesse meldet euch gerne unter:

anna.drujan@univie.ac.at

Kammerl freut sich ganz besonders über neue Leser*innen. Den Blog findet ihr über den QR-Code oder unter:

kammerlphilosophieblog.wordpress.com



Folgt uns auch auf Instagram:
[@kammerl_philosophieblog](https://www.instagram.com/kammerl_philosophieblog)

Technik Praxis Kultur

Termine

10.10. Workshop: rhizomatisch Denken Ort: rhiz	16.11. Cinesophie - NIG Hörsaal 3F	21.12. Cinesophie NIG Hörsaal 3F
19.10. Rückschau NIG Hörsaal 3F	23.11. Filmästhetik NIG Hörsaal 3F	11.1. τέχνη vs Technik NIG Hörsaal 3F
09.11. performativ Philosophieren Ort NIG Hörsaal 3F	07.12. Ortega y Gasset NIG Hörsaal 3F	25.1. Interkulturelle Philosophie NIG Hörsaal 3F

BÜ BÖ

Bücherbörse der OH Uni Wien

DIE BÜCHERBÖRSE IM NIG

An Wortwütige, Textaffine, Studierende wie Nicht-studierende oder vom Leben schlicht Fadisierte, die das Ruder, die Seite, endlich herumzureißen bereit sind:

Die Bücherbörse im NIG hat wieder geöffnete Tore! Komm und schau dir unser Angebot an! Bring deine Bücher und gib sie bei uns in Kommission!

Öffnungszeiten: Mo-Fr 11-17 Uhr
buecherboerse@oeh.univie.ac.at
Universitätsstraße 7, 1020 Wien

FB: Bueboe/NIG



Adressfeld

p:s
poly:sophie

J.P. Sartre — Das Sein und das Nichts (digital)

Mittwochs 20:00, ab 11.10.2023

Dieser Lesekreis findet über Zoom statt:
Der Link ist in der Telegram-Gruppe verfügbar!

Skeptizismus — Methode (analog)

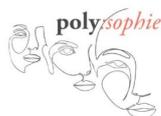
Donnerstags 19:00, ab 12.10.2023

Dieser Lesekreis findet in Präsenz statt:
NIG, HS 2i, 2. Stock, Universitätsstraße 7.

E. Husserl — Erfahrung und Urteil (analog)

Samstags 15:00, ab 14.10.2023

Dieser Lesekreis findet in Präsenz statt:
NIG, HS 2i, 2. Stock, Universitätsstraße 7.



andererseits Newsletter

Für alle, die Behinderung
besser verstehen wollen:



andererseits.org/newsletter

Mehr lesen.

Jeden Monat aufs Neue.

Mit dem Gutschein-Code **buch23**
ein ganzes Jahr lang um nur 60 Euro.

Jetzt abonnieren auf www.tagebuch.at/abo
oder via abo@tagebuch.at

